

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit e.V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

8 (2004) Heft 2

Universitätsverlag Potsdam
ISSN 1617-9722

IMPRESSUM

Herausgegeben im Auftrag des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam

Vorstand: PD Dr. Ralf Pröve (1. Vorsitzender), Prof. Dr. Horst Carl (2. Vorsitzender), Dr. Markus Meumann (Schriftführer), Dr. Jutta Nowosadtko (Schatzmeisterin), Gundula Gahlen M. A., Dr. Matthias Asche (Beisitzer)

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

Druck: Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam

Vertrieb: Universitätsverlag Potsdam, Postfach 60 15 53, 14415 Potsdam, Tel.: +49 (0) 331 977 4517 / Fax: 4625, E-Mail: ubpub@rz.uni-potsdam.de, URL: <http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm>

Bezug: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten die Zeitschrift kostenlos; Bezug über den Universitätsverlag Potsdam; Jahresabonnement: 15,00 €; Einzelhefte: 7,50 €; ermäßigtes Abonnement für Buchhandlungen und Bibliotheken: 12,00 €

Redaktion: Beiträge: Gundula Gahlen, M. A. (g.gahlen@freenet.de); Projekte: Sascha Möbius, M. A. (sasco@t-online.de); Ankündigungen: Dr. des. Martin Winter (mawinter@rz.uni-potsdam.de); Berichte: Dorit Schneider, M. A. (dorit.schneider@berlin.de); Organisation und Rezensionen: Ulrike Ludwig, M. A. (ulrike-ludwig@freenet.de).

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte, Rezensionen und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die zuständigen RedakteurInnen unter den angegebenen Adressen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder nach Rücksprache zu kürzen.

Redaktionsanschrift:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

c/o Ulrike Ludwig, M. A.

Fichtenstr. 5

01097 Dresden

E-Mail: ulrike-ludwig@freenet.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/zeitschrift.php>

Redaktionsschluss für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 9 (2005) Heft 1: 19.02.2005

© Universitätsverlag Potsdam

ISSN 1617-9722

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Ihnen liegt das Herbstheft des achten Jahrgangs; zum zweiten Mal erscheint unser Periodikum in der ansprechenden Druckform des Universitätsverlages Potsdam. Einmal mehr ist es am Vorstand des AMG, dem Redaktionsteam für den unermüdlichen Einsatz zu danken, dem wir diese gelungene Mischung von Aufsätzen, Projektvorstellungen, Berichten, Rezensionen und Ankündigungen verdanken.

In den vergangenen zwei Jahren wurde deutlich, dass der AMG national und auch international zunehmend wahrgenommen wird. Bereits im Herbst 2003 wurde der AMG auf der Frühneuzeittagung in Berlin mit einer Sektion betraut. Im September 2004 konnte in Kooperation mit italienischen Fachkollegen am Italienisch-Deutschen Historischen Institut in Trient die 47. Studienwoche zum Thema „Militär und Gesellschaft im Europa der Neuzeit (16.-18. Jahrhundert)“ durchgeführt werden; diese internationale Tagung fand ein großes Echo im Ausland.

Mittlerweile erfreut sich die Schriftenreihe gleich mehrerer Zugänge. Im Frühjahr und Sommer des Jahres sind der Sammelband von Michael Kaiser und Stefan Kroll über „Militär und Religiosität“ sowie mit dem Buch von Sebastian Küster über Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen“ erstmals eine Monographie erschienen; erst vor kurzem ist der von Markus Meumann und mir herausgegebene Aufsatzband über „Herrschaft in der Frühen Neuzeit“ hinzugekommen. Fünf weitere Bände, unter anderem die Berichtsbände zu den Tagungen von 2001 und 2003, sind in Druckvorbereitung.

Da wegen der Tagung in Trient die offizielle Mitgliederversammlung auf dem Historikertag in Kiel verschoben werden musste, hatten die Wahlen zum Vorstand erst Ende Oktober in Potsdam stattfinden können. Neu gewählt bzw. in ihrem Amt bestätigt wurden als erster Vorsitzender Ralf Pröve, als zweiter Vorsitzender Horst Carl, als Schriftführer Markus Meumann, als Schatzmeisterin Jutta Nowosadtko sowie als Beisitzer Gundula Gahlen und Matthias Asche. Prof. Dr. Horst Carl bekleidet den Lehrstuhl für Frühe Neuzeit in Gießen und PD Dr. Matthias Asche ist Hochschuldozent an der Universität Tübingen, er wird zusammen mit Anton Schindling und Michael Herrmann die nächste AMG-Tagung in Tübingen organisieren.

Unser besonderer Dank gilt den beiden auf eigenen Wunsch ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern. Norbert Winnige hat sechs Jahre lang das schwierige und arbeitsintensive Amt des Schatzmeisters ausgeübt sowie in den Jahren 1999 und 2000 unsere Homepage begründet und diese in den folgenden Jahren, bald auch mit Unterstützung von Michael Herrmann, weiter ausgebaut. Herr Winnige wird in der Redaktion der Schriftenreihe für den Verein weiterhin tätig sein. Bernhard R. Kroener hat nicht nur neun Jahre lang diesem Verein vorgesessen, er hat ihn auch zusammen mit mir begründet und ihn in entscheidender Weise weiter entwickelt (siehe dazu Jg. 8, Heft 1, S. 100-103). Sein Anteil am Erfolg des AMG kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Auch Herr Kroener wird dankenswerterweise als Mitherausgeber der Zeitschrift und als Mitglied des Redaktionskollegiums der Schriftenreihe weiterhin für den Verein tätig sein.

Das Editorial soll nicht ohne einen Ausblick in die etwas weitere Zukunft schließen. Erst vor wenigen Wochen kristallisierten sich Organisatoren und Thema der 7. AMG-Tagung im Jahre 2007 heraus. Jutta Nowosadtko und Diethelm Klippel, Lehrstuhlinhaber für Rechtsgeschichte an der Universität Bayreuth, werden das übernächste Zusammentreffen zum Thema „*ius militare*“ organisieren. Näheres dazu wird im kommenden Jahr mitgeteilt.

Mit den besten Wünschen für einen erfolgreichen Abschluss 2004

Ihr

Ralf Pröve

INHALT

BEITRÄGE

Elmar Henrich

Die Luccheser Bergmilizen: Bauernmobilisierung und Bauernmilitanz
in einer Renaissancerepublik des späten 16. und frühen
17. Jahrhunderts.....131

Jutta Nowosadtko

Der „Vampyrus Serviensis“ und sein Habitat: Impressionen von der
österreichischen Militärgrenze.....151

PROJEKTE

Thomas Fuchs, Ulrich Kandolf

Die Wehrbereichsbibliothek II (Hannover) in der Niedersächsischen
Landesbibliothek169

Sascha Möbius

„... Der blutdürstige Degen drung ihnen die Feder so gar aus der Hand.“
Unruhe und Krieg in der Chronik des Lübecker Schreiners Heinrich
Christian Schulze (1728-1734)(Dissertationsprojekt)177

Ernst Riegg

Die Erinnerungskultur der Stadt vom Spätmittelalter bis zum
18. Jahrhundert. Ihre Erforschung anhand der städtischen Chronistik
(DFG-Projekt, Potsdam).....182

BERICHTE

Gregor Maier

„Krieg und Umbruch um 1800“ (12. bis 13. März 2004 Tübingen)186

Olaf Jessen

„Zur Geschichte des militärischen Denkens vom späten Mittelalter
bis zum 20. Jahrhundert“ (29. bis 30. April 2004 Stuttgart)190

Cornel Zwielerlein

„Militär und Gesellschaft im Europa der Neuzeit“
(13. bis 17. September 2004 Trient)..... 194

Sonja Neubauer

„Christentum und Krieg in der Moderne“
(26. bis 29. September 2004 Weingarten)198

Protokoll der Mitgliederversammlung vom 29.10.2004202

REZENSIONEN

Elke Anna Werner

Peter Burke, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen,
Berlin 2003205

Andrea Pühringer

Steffen Martus, Marina Münkler, Werner Röcke (Hrsg.), Schlachtfelder.
Codierung von Gewalt im medialen Wandel, Berlin 2003
Arbeitskreis Historische Bildforschung (Hrsg.), Der Krieg im Bild –
Bilder vom Krieg. Hamburger Beiträge zur Historischen
Bildforschung, Frankfurt/Main 2003.....207

Maren Lorenz

Johann Carl Wilhelm Moehsen, Betrachtungen über die Berlinischen
Selbstmörder unter den Soldaten. Nach dem Manuskript aus den Materialien
der Berliner Mittwochsgesellschaft, hrsg. von Hans-Uwe Lammel,
Hannover 2004211

Thomas Wollschläger

Michael Römling, Ein Heer ist ein großes gefräßiges Tier. Soldaten
in spanischen und kaiserlichen Diensten und die Bevölkerung der
vom Krieg betroffenen Gebiete in Italien zwischen 1509 und 1530,
Göttingen 2002.....215

Jörg Muth

Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Legendäre „lange Kerls“. Quellen zur
Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelms I., 1713-1740,
Berlin 2003219

Martin Winter

Alfred Messerli, Adolf Muschg (Hrsg.), Schreibsucht. Autobiographische
Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798), Göttingen 2004223

Michael Kleinen, Sascha Möbius

Stig Förster, Markus Pöhlmann, Dierk Walter (Hrsg.), Schlachten der
Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2001226

ANKÜNDIGUNGEN

11. Forschungskolloquium: Neuere Forschungen zur Militärgeschichte,
Universität Potsdam, Wintersemester 2004/05231

AMG-Tagung: „Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit“
(17. bis 19. November 2005 Tübingen)232

Aufruf: Werner-Hahlweg-Preis 2006 für Militärgeschichte und Wehrwissenschaften	236
<i>Michael Hochedlinger</i>	
Aufruf: Habsburgs Generale. Die kaiserliche und kaiserlich-königliche Generalität 1618-1815. Ein biographisches Lexikon	237
AUTORENVERZEICHNIS.....	242
VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG	244
VERZEICHNIS DER MITGLIEDER.....	245

BEITRÄGE

Elmar Henrich

Die Luccheser Bergmilizen: Bauernmobilisierung und Bauernmilitanz in einer Renaissancerepublik des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts¹

Eines Abends im August des Jahres 1624 kamen sechs korsische Soldaten, Mitglieder einer in Medici Pescia stationierten Truppe von großherzoglich-toskanischen Söldnern, bewaffnet zu einem öffentlichen Fest im benachbarten luccheser Dorf Collodi, in den Hügeln der Alpe Pizzorne. Im Verlauf einer Auseinandersetzung zwischen der Bevölkerung und den ungebetenen Gästen wurden vier der Korsen festgenommen, ein fünfter verletzt. In der darauf folgenden Nacht überschritt eine Kompanie ihrer Kameraden, tatkräftig von zahlreichen Mitgliedern der örtlichen florentiner Milizen unterstützt, die Grenze der Republik. Diese begnügten sich nicht mit der Befreiung der Inhaftierten, sondern plünderten einige Häuser, machten Beute im Werte von 100 scudi und ließen eine Anzahl von Hütten und frei stehenden Wohngebäuden außerhalb der Mauern der Ansiedlung in Flammen aufgehen.

Da den aufgebrachten luccheser Dorfbewohnern nicht bekannt war, dass großherzogliche Vertreter sich umgehend beim luccheser Regierungsrat gemeldet hatten, um ihre Bereitschaft zu signalisieren, die entwendeten Güter zu ersetzen und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen, entzündeten sie Signalfeuer und schlugen die Hammerglocken der Milizen. Luccheser Milizmitglieder von der stadtnahen Ebene der Sei Miglia und aus dem gebirgigen Distrikt von Villa Basilica und dem Valdriana im Nordosten, bewaffneten sich und marschierten in Dorfkompagnien und losen Gruppen

¹ Dieser Aufsatz ist eine stark gekürzte Übersetzung des fünften Kapitels, *The Mountain Militia and the State*, meiner Dissertationsschrift, *Peasants, Militiamen, Bounty Killers and the Early Modern Territorial State. A Social Geography of Life and Death in the Lucchese Mountains (ca. 1570-1650)*, an der ich im Graduiertenprogramm an der Abteilung für Geschichte der York University, Toronto, Kanada, arbeite. Ich danke Dr. Thomas V. Cohen und den anderen Mitgliedern meines Komitees Dr. T. LeGoff und Dr. Richard Hoffmann sowie meinem Freund und Kollegen Dr. Gregory Hanlon für ihre Kommentare und Verbesserungsvorschläge, die in dieses Unterfangen eingeflossen sind. Besonderen Dank schulde ich auch Iris Seyler, die mir unermüdlich mit Ratschlägen zur Seite stand.

auf den vermeintlichen Krisenbrennpunkt zu. Gruppen von Kindern und Frauen in voller Panik bestürmten bald von Osten her die Stadttore Luccas und verlangten Einlass. Republikanische Amtsträger und reguläres militärisches Personal eilten endlich nach Collodi, um die Gemüter zu beruhigen und die Konfliktsituation zu entschärfen.²

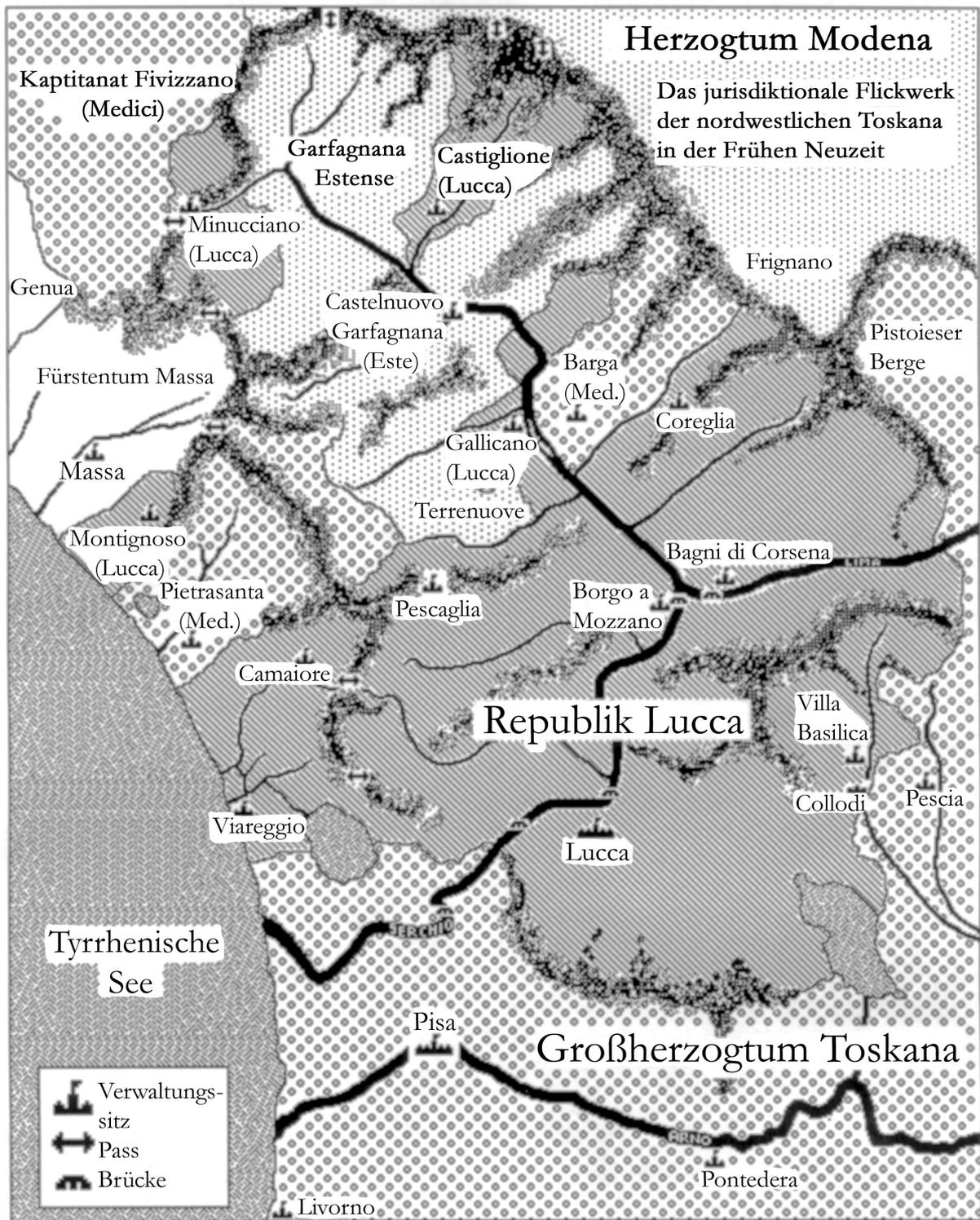
Der Vorfall legte erhebliche Trägheit in der Kommando- und Kontrollstruktur der Milizorganisationen auf beiden Seiten offen und veranschaulicht, dass die Autorität der Milizmobilisierung nicht sicher in den Händen der damit betrauten Funktionäre lag. In den entfernten Winkeln des Renaissancestaates waren die Milizen trotz des Bestehens eines ausgedehnten Signal- und Alarmrelais noch weit weniger kontrollierbar als in der näheren Umgebung der Hauptstadt. Die Wahrnehmung akuter militärisch-sicherheitslicher Bedrohung konnte jederzeit lokal zur Mobilisierung der Milizkontingente durch ortsansässige Offiziere oder Dorfvorsteher führen, und anders als im oben angeführten Fall gelang es nicht immer, die Eskalation der Feindseligkeiten zu vermeiden.³

Mit diesem Aufsatz hoffe ich dem Leser einen Einblick in die Organisationsstruktur und Alltagsrealität der Gebirgsmiliz der Republik Lucca des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts zu gewähren. Bislang wurde diese Organisation von der Forschung weitgehend vernachlässigt.⁴ Dies ist wenig verwunderlich, denn die Geschichte des gebirgigen Hinterlandes der italienischen Staaten in der Frühmoderne fristet leider bislang insgesamt immer noch ein stiefkindliches Dasein.

Dabei ist gerade im luccheser Staatsarchiv die Quellenlage ideal für das Studium der Milizen. Generationen von patrizischen Verwaltern, die den Milizen vorstanden, hinterließen detaillierte Aufzeichnungen über ihre wöchentlichen Zusammentreffen, in deren Rahmen die gesamte thematische Breite der Milizverwaltung - sowohl das normale Tagesgeschäft als auch die längerfristigen Planungen und Direktiven der Regierung - aufgearbeitet wurde.

² Biblioteca Statale di Lucca, ms 845, Martino Manfredi, *Compendio Historico Delle Memorie di Lucca più degne d'osservazione circa le Mutattioni, et Alterattioni di Stato, e Governo accadute in detta Città. Dalla sua Edificattione sino all'Anno della Redentione del Mondo Mille seicento Estratto da Varie Croniche Manuscritte della medesima Città e da altre Historie. Per Opera di Martino Manfredi. Seguono ancora poi sino al 1649 nella 2/da parte, F. 97v-98r.*

³ Vgl. Archivio di Stato di Lucca (ASL), Statuti delle comunità soggette, no. 32, Statuto di Limano, 21. September 1629, cap. 1, cap. 19 und cap. 26. Die Kapitel des Statutes von Limano im Val di Lima veranschaulichen, wie von den Einwohnern der Gemeinde erwartet wurde, auf verschiedene durch ihr rhythmisches Muster unterscheidbare Signaltypen zu reagieren.



Elmar Henrich, Department of History, York University, Toronto Kanada

Diese Dokumente erlauben, ebenso wie die nach Distrikten und Ortschaften geordneten Personallisten,⁵ die in unregelmäßigen Abständen auf den neuesten Stand gebracht wurden, Rückschlüsse auf die Entwicklung der Milizen über mehrere Generationen und Jahrhunderte hinweg. Zudem findet man in vielen administrativen Dokumenten und Kriminalakten der Republik Lucca Hinweise auf die Rolle der Milizmitglieder in ihren Gemeinden.⁶

An dieser Stelle möchte ich auf administrative Schwierigkeiten, aber auch die Widersprüche zwischen der von der luccheser Elite begünstigten Funktion der Bauernwehren als Faktor in der republikanischen Verteidigungs- und Sicherheitspolitik und deren Rolle als streitbare Vereinigungen der Bergdörfer hinweisen. Die luccheser Gebirgsmilizen waren aus den im Mittelalter weit verbreiteten dörflichen Bauernwehren aufgebaut worden. Das Aufstellen der Bergmilizen erfolgte 1541, fast ein Jahrzehnt nachdem die Bevölkerung der luccheser Ebene bewaffnet und organisiert worden war, um die im Jahre 1532 nach einer Revolte der luccheser Textilarbeiter abgeschaffte Stadtmiliz zu ersetzen.⁷ Damit war die frühmoderne Milizorganisation Luccas zwar nicht ganz so alt wie die unter der Direktion Machiavellis aufgebauten florentiner Bauernwehren, aber sie kamen den Ordonnanzen der Republik Genua, der Herzogtümer der Poebene, des Kirchenstaates, der spanischen Besitzungen Italiens und Savoyens zuvor, die erst nach 1560 gegründet wurden.⁸

⁴ E. Dianda, *Le milizie della Repubblica Lucchese*, in: *Bolletino Storico Lucchese*, 13. (1941), Nr. 19, S. 47-52. Diandas kurzer Aufsatz zeichnet sich zwar dadurch aus, dass er zumindest die Milizen der Republik thematisiert. Jedoch beschränken sich auch hier die Anmerkungen bezüglich der Gebirgsmilizen in der Frühen Neuzeit auf wenige Absätze. Vgl. Virgilio Ilari, *Storia del servizio militare in Italia (1506-1890)*, Bd. 1: *Dall'ordinanza fiorentina di Machiavelli alla costituzione dell'esercito italiano*, Rom 1989, S. 43-45. Ilari reproduziert Diandas Erläuterungen in fast ungekürzter Form. In jüngster Zeit erschien auch Carla Sodini, *Soldati Lucchesi nella prima metà del '600*, Lucca 2000. Die Autorin, die sich eigentlich auf Luccas militärische Elite konzentriert, weist schon auf den zweifelhaften Wert der Bauernmilizen im Kampfeschehen zwischen Lucca und den Este im frühen 17. Jahrhundert hin. Weitere Hinweise über die Gebirgsmilizen des 16. und 17. Jahrhunderts finden sich verstreut in Werken über die Gemeinden der Garfagnana und der Apuanischen Alpen. So z. B. Francesco Maria Pellegrini, *Borgo a Mozzano e Pescaglia nella storia e nell'arte*, Lucca 1987 (Original: Lucca 1925), S. 13.

⁵ Diese *Ruoli delle milizie di montagna* würden sich auch für eine quantitative Studie der längerfristigen Entwicklung der Mannschaftsstärke anbieten.

⁶ Ich möchte mich besonders bei Dr. Laura Giambastiani sowie den Herren Pietro Rocchi und Marco Panigale vom *Archivio di Stato di Lucca* bedanken, die mir bei der Identifikation relevanter Dokumente zur Seite standen.

⁷ Ilari, *Storia del servizio militare in Italia* (Anm. 4), S. 43-45. Bei der Niederschlagung der Revolte hatten den luccheser Stadtherren noch die alten dörflichen Einheiten der *cerne* gute Dienste geleistet.

Im luccheser Bergland, mit seinem Wirrwarr konfuser und umstrittener Grenzlinien zwischen potentiell feindlich gesinnten Regionalstaaten, hatten die Einwohner weit von den Herrschaftszentren entfernter und isolierter Gemeinden ohnehin das ausdrückliche und verbrieftete Recht, zu ihrer alltäglichen Selbstverteidigung Waffen zu tragen.⁹ Die Bauernbevölkerung war angesichts unzureichender Präsenz regulärer staatlicher Truppenverbände in den entlegenen Gebieten auf ihre eigenen äußerst begrenzten militärischen Mittel angewiesen, wenn es darum ging, ihr Besitztum, Recht und Leben gegen Übergriffe von Untertanen benachbarter Staaten zu verteidigen. Wo Selbsthilfe nicht ausreichte, wurden dazu von allen Beteiligten familiäre und dörfliche Unterstützungsstrukturen, und damit auch die Milizorganisationen, aktiviert. Zudem gab es im späten 16. Jahrhundert noch Wölfe und Bären, die durch die Bergwelt strichen,¹⁰ und die konstante Gefahr, die von menschlichen Räufern ausging, war ebenfalls nicht zu unterschätzen.¹¹

Kollektiver Wachdienst und bewaffnete Territorialverteidigung waren schon lange ein Teil der normalen Lebenserfahrung der meisten männlichen Erwachsenen im jurisdiktionalen Flickwerk des luccheser Herrschaftsgebietes.¹² Vom späten 15. Jahrhundert an war der Umgang mit der Waffe nicht mehr nur bloßes lokales Privileg und kommunale Verpflichtung.¹³ Die Regionalstaaten Mittelitaliens bewaffneten gezielt die dörflichen Gemeinschaften in ihrem Herrschaftsbereich und begünstigten die Waffenübungen der Landbevölkerung in zunehmend einheitlich gestalteten, dörflich strukturierten Milizeinheiten, die einen wichtigen Teil der staatlichen Sicherheitspolitik ausmachten. Die Republik Lucca tolerierte - zumindest zeitweise - mangels besserer Kontrolle die Subversion ihrer Milizstruktur, wenn einzelne Grenzgemeinden, quasi als Relikt republikanischer Eigenständigkeit innerhalb der größeren oligarchischen Republik,¹⁴ ihre eigene ‚Außenpolitik‘ verfolgten.¹⁵

⁸ Ebd., S. 46 u. 79-89. Die Venezianer hatten eine ältere bäuerliche Miliz, die schon am Anfang des 16. Jahrhunderts existierte, aber diese war nicht dazu vorgesehen in konventioneller Formation zu kämpfen, sondern operierte in kleinen Gruppen und war mit Arkebusen und landwirtschaftlichen Werkzeugen wie Dreschflegel und Heugabel ausgestattet.

⁹ Vgl. Werner Rösener, *The Peasantry of Europe*, Oxford 1995, S. 84.

¹⁰ G. Sforza, *la caccia all' orso in Garfagnana nel secolo XVI*, in: G. Sforza, *Ricordi e biografie lucchesi*, Lucca 1916, S. 30.

¹¹ Giovanna Calloni Cerretti, *La Garfagnana estense: notizie storiche*, Reggio Emilia, Tipografia Emiliana, 1974, S. 37.

¹² Antonio Romiti, *L'Archivio del comune di Galliciano. Sezione preunitaria. Introduzione e inventario*, Lucca 1989, S. XXVI; vgl. Pellegrini, *Borgo a Mozzano e Pescaglia* (Anm. 4), S. 13.

¹³ Dianda, *Le milizie della Repubblica lucchese* (Anm. 4), S. 47 f.

Im bergigen Hinterland Luccas blieb die Miliz durch die lockere Kontrolle, auf die sich die republikanische Regierung mangels Kommunikationsmöglichkeiten und Personal beschränken musste, ein Instrument mit zweifelhaftem militärischen Wert. Sie diente zur Abschreckung allzu dreister Expansionsversuche seitens benachbarter Mächte. Zumindest theoretisch konnte sie einem auf die Hauptstadt vorrückenden Feind, als Stachel in der Flanke, erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Die den staatlichen Erfordernissen angepassten wiederholten Verbesserungen der Bewaffnung und die regelmäßigen unter Leitung professioneller Soldaten durchgeführten Waffenübungen verlieh den Einheiten zusätzliche Kampfkraft und Kohäsion, wie sie bei bloßer Weiterführung der dorfinernen Aufgebote kaum möglich gewesen wären. Die paramilitärische Effizienz der Milizen zeigte sich im erbitterten Kleinkrieg am Rande der kurzen militärischen Konflikte in den Jahren 1602, 1603 und 1613, aber im Laufe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts auch in den zahlreichen Scharmützeln zwischen verfeindeten Gemeinden entlang hunderter Kilometer von Staatsgrenzen, die im Zickzack die Bergwelt teilten.¹⁶

Von nördlich der Alpen her kam eine von neuen Infanterietaktiken dominierte Art der Kriegsführung am Ende des 15. Jahrhunderts auch nach Italien.¹⁷ Im Norden der Apenninhalbinsel, wo vor der Invasion französischer Truppen im Jahre 1494 die Staaten relativ kleine, spezialisierte und von professionellen Söldnern geführte Truppen beschäftigt hatten, wurden um die Wende zum 16. Jahrhundert gleichfalls neue, an den Reisläufern und Landsknechten des Nordens orientierte Infanterieverbände aufgestellt, die auch in der von lokalen Milizen geleisteten Territorialverteidigung bezüglich Organisation und Bewaffnung als Vorbild dienten.¹⁸

¹⁴ Vgl. Edward Muir, Was there Republicanism in the Renaissance Republics? Venice after Agnadello, in: John Martin, Denis Romano (Hrsg.), Venice Reconsidered, Baltimore u. a. 1999, S. 137-167.

¹⁵ Dianda, Le milizie della Repubblica Lucchese (Anm. 4), S. 50; vgl. Salvatore Bongi, Inventario del R. Archivio di Stato di Lucca, Bd. 1, Lucca 1872, S. 247. Die Gebirgsmiliz überlebte ohne wesentliche Veränderungen bis zum Ende der Republik Lucca, eben weil ihre Strukturen fest in den Dorfgemeinschaften verwurzelt waren.

¹⁶ Calloni Cerretti, La Garfagnana Estense (Anm. 11), S. 35.

¹⁷ Siegfried Fiedler, Taktik und Strategie der Landsknechte 1500-1650, Bonn 1985, S. 37.

¹⁸ Hans Delbrück, The Dawn of Modern Warfare, Lincoln u. a. 1990 (deutsche Originalausgabe: Berlin 1920), S. 101-102. Die Schweizer Infanterie, die ja zum größten Teil aus Bergbauernkreisen rekrutiert wurde, mag gerade für einen Staat wie Lucca mit seinem ausgedehnten bergigen Hinterland als attraktives Modell gewirkt haben.

Die Nachwehen des Volksaufstandes der Straccioni im Jahre 1532 bewegten die luccheser Oligarchie, die Miliz der stadtnahen Ebene der Sei Miglia zu formieren¹⁹ und 1541 auch die Milizkräfte des bergigen Hinterlandes, des luccheser *contado*, als separate *milizia di montagna* zu organisieren.²⁰ Die Milizverwaltung fügte sich in die nach dem Rotationsprinzip funktionierende republikanische Ämterpraxis ein. Zwei ähnlich aufgebaute Kommissionen, mit luccheser Patriziern besetzt, waren für die beiden eigenständigen Milizorganisationen der Ebene und des Berglandes verantwortlich.²¹ Die Milizkommissare bekleideten ihre Position - Teil einer regulären Ämterlaufbahn - für einen maximalen Zeitraum von drei Jahren. War ihre Dienstzeit vorbei, war es ihnen nicht erlaubt, den Posten nochmals zu bekleiden, bevor eine Frist von zehn Jahren abgelaufen war. Diese lange Ausschlussperiode unterstreicht den unbedingten Willen der luccheser Führungsschicht, sich vor Einfluss- und Machtakkumulationen in den Händen Einzelner zu schützen.²²

Mit der Reorganisation der Milizen im Jahre 1541 wurde die fast schon in Vergessenheit geratene spätmittelalterliche Struktur von drei größeren Milizeinheiten für das luccheser *contado* von der dortigen patrizischen Kommission übernommen. Mit ihrem Namen, *terzjieri*, waren sie wohl an die spanischen *tercios* angelehnt.²³ Für diesen Zweck vereinigte man mehrere kleine Verwaltungsbezirke zu einem Militärdistrikt. Die bevölkerungsreicheren Jurisdiktionen bildeten ihre eigenen Distrikte. Die luccheser Enklaven der Garfagnana und Lunigiana behielten ebenfalls separate Strukturen. Formal zu einer Verwaltungseinheit zusammengefasst, konnten sie wegen der zwischen ihnen liegenden Territorien benachbarter Regionalmächte weder an gemeinsamen Übungen noch an den großen Aufmärschen der jährlichen Generalinspektion teilnehmen, die an wechselnden Orten im zusammenhängenden luccheser Staat abgehalten wurden.²⁴ Die Republik stellte einen

¹⁹ Dianda, *Le milizie della Repubblica lucchese* (Anm. 4), S. 48, vgl. ASL, Consiglio Generale, *Riformagioni*, 25. Oktober 1532.

²⁰ ASL, Consiglio Generale, *Riformagioni*, Nr. 40, 17. Mai 1541.

²¹ Einige der Ortschaften im Hügelland der Sei Miglia wurden nur in militärisch-organisatorischem Sinne gemeinsam mit den angrenzenden Bergbezirken behandelt, an deren monatlichen und jährlichen Inspektionen sie teilnehmen mussten.

²² Dianda, *Le milizie della Repubblica lucchese* (Anm. 4), S. 50. Einer der Kommissare der Gebirgsmilizen war ihr Initiator Francesco Burlamacchi, dessen Plan, mit Hilfe der ihm unterstellten Bauernsoldaten Pisa von der Oberhoheit der Medici zu befreien und danach die spätmittelalterliche Konstellation toskanischer Republiken wiederherzustellen, 1547 aufgedeckt wurde. Vgl. Marino Berengo, *Nobili e mercanti nella Lucca del Cinquecento*, Turin 1965, S. 192 f.

²³ Vgl. Georg Ortenburg, *Waffen der Landsknechte 1500-1650*, Bonn 1984, S. 113 f.

kleinen Kern von professionellen kommandierenden Offizieren (*colonelli* und *sergente maggiori*, Obristen und Oberfeldwebel) die an neuralgischen Punkten, wie zum Beispiel Verkehrsknotenpunkten und wichtigen Festungen, sowie in den administrativen Zentren des Berglandes stationiert waren.²⁵ Bis zum späten 16. Jahrhundert hatte sich ein gut eingespieltes System der Milizverwaltung etabliert, in dem professionelle Offiziere den Bezirken der Bauernmilizen vorstanden.²⁶ Wenn man von den Profilierungsmöglichkeiten in den kurzen Kriegen absieht, hielt die republikanische Milizorganisation professionellen Soldaten, die gewillt waren, sich dauerhaft und respektabel in den Zentren des luccheser Hinterlandes aufzuhalten, eine Laufbahn ohne besondere Aufstiegschancen bereit - einen Posten für erfahrene aber kriegsmüde Veteranen. Die Milizkommission bestand auch bei den Obristen auf regelmäßiger Rotation. Seit 1562 war dazu ihre Dienstzeit in jedem der Distrikte auf drei Jahre beschränkt.²⁷ Von 1586 an mussten sie, bevor sie einmal ausgefüllte Positionen wieder besetzen konnten, erst alle anderen Distrikte durchlaufen haben.²⁸ Die Offiziere waren verpflichtet, sich permanent an ihren Amtssitzen aufzuhalten und vor jeder Abwesenheit innerhalb oder außerhalb ihrer Bezirke die Erlaubnis der zuständigen Milizkommissare einzuholen.²⁹ Die so in ihrer Befugnis und Bewegungsfreiheit eingeschränkten Bezirkskommandeure wurden von Oberfeldwebeln und ihren eigenen zereemoniellen (Fähnrichen und Trommlern) und administrativen (Schreibern und Kämmerer) Stäben sowie einer persönlichen Gefolgschaft von bis zu drei bewaffneten *compagni* begleitet. Einwohner der abhängigen luccheser Verwaltungsbezirke waren von den Rängen der Obristen ausgeschlossen.³⁰ Die Verfügungsgewalt über die Miliztruppen teilten die Offiziere seit 1553

²⁴ Pellegrini, Borgo a Mozzano e Pescaglia (Anm. 4), S. 13.

²⁵ ASL, Archivi Gentilizi, Legato Cerù, Ristretto de'Capitoli (Die Sammlung geht auf die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück und bezieht sich im Detail auf Neuerungen im Regelwerk der luccheser Milizadministration seit 1553), F. 21r. Vgl. Pellegrini, Borgo a Mozzano e Pescaglia (Anm. 4), S. 13; vgl. Umberto Palagi, In Pischalia, Lucca 1999, S. 119. Die Schaffung eines neuen unabhängigen zivilen und militärischen Verwaltungsbezirkes mit Zentrum in Pescaglia im Jahre 1602 war eine Reaktion auf die erhöhte militärische Bedrohung, die schon seit dem späten 16. Jahrhundert von den *Terrenuove* der Este ausging.

²⁶ ASL, Archivi Gentilizi, Legato Cerù, Ristretto de'Capitoli, 12. September 1553, 31. Januar 1567, F. 22r-22v. Die notwendige Qualifikation für eine dieser Führungspositionen bestand darin, dass Kandidaten entweder Kontingente von wenigstens 200 Soldaten befehligt oder die Verteidigung eines befestigten Ortes geleitet hatten.

²⁷ Ebd., 19. Februar 1562, F. 20v.

²⁸ Ebd., 29. November 1586, F. 20v.

²⁹ Ebd., 12. September 1553, F. 22v.

mit den juristisch-administrativen Amtsträgern in den Regierungsbezirken - den regulären republikanischen Vikaren und Kommissaren.³¹ Die Letzteren waren auch verpflichtet, den extraordinären Inspektionen beizuwohnen. Ihre Präsenz sollte die hohe Bedeutung unterstreichen, die das Regime den militärischen Aufgebots seiner Untertanen selbst in entlegenen Ortschaften des Staatsgebietes beimaß. Gleichzeitig erwartete die Milizkommission auch ihre Hilfe bei der Auswahl der zu Offizieren geeigneten Mitglieder.³²

Die ländliche Miliz durchdrang wie kaum ein anderes Element des luccheser Regierungssystems den Kleinstaat bis in seine entferntesten Winkel und gab sogar der Bevölkerung der Enklaven den Schein einer gemeinsamen Identität. Jede der großen *terzier* setzte sich aus einer Anzahl von dörflichen Einheiten, den *bande*, zusammen. Diese bestanden aus einer oder mehreren *compagnie*, die wiederum in eine variable Anzahl von *squadre* unterteilt waren. Die Mannschaftsstärke der kleineren Einheiten hing völlig von den Einwohnerzahlen der Ortschaften ab. So konnten mehrere demographisch schwache Siedlungen zu einer *banda* zusammengelegt werden. Solche progressiv kleineren Unterabteilungen exerzierten und marschierten unter ihren eigenen, aus den Dörfern stammenden Offizieren. Hauptleute, die *capitani* der *bande*, sowie ihre zeremonielle Garde von Fähnrichen und Trommlern erhielten eine geringe Bezahlung. Darunter standen Sergeanten den *compagnie* und Korporale den *squadre* vor. Ausgewählt wurden diese von den Milizkommissaren, die wiederholt den Eigenmächtigkeiten der Obristen entgegenwirken mussten, die kein Nominationsrecht für ihre Unteroffiziere besaßen, es aber gelegentlich zu usurpieren trachteten.³³ Die dörflichen Kommandodienstgrade wurden häufig innerhalb von Familien (vermutlich Vertrauensleuten Luccas) weitergegeben, so dass der Sohn auf den Vater oder der Bruder auf den Bruder folgte. Die regulären Kommissare der Verwaltungsdistrikte waren dazu angehalten, der Milizkommission bei der Auswahl geeigneter Kandidaten zur Seite zu stehen.

³⁰ Pellegrini, Borgo a Mozzano e Pescaglia (Anm. 4), S. 13 f. Unter den Offizieren befanden sich neben den dominanten Toskanern und Lombarden auch Korsen sowie päpstliche und spanische Untertanen aus Süditalien.

³¹ ASL, Archivi Gentilizi, Legato Cerù, Ristretto de'Capitoli, F. 20r.

³² Ebd., F. 20v.

³³ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Deliberazioni, Bd. 23, 14. März 1573, F. 45v. In diesem Fall wurde der Obrist des Val di Lima getadelt, weil er ohne Rücksprache mit den Kommissaren neue Offiziere für die *compagnia* von Benabbio nominiert hatte.

Potentielle Milizionäre mussten die Vorteile der Mitgliedschaft gegen die Kosten abwägen, die es möglicherweise nach sich ziehen konnte, wenn sie den Erfordernissen ihrer Position nicht voll gerecht wurden. Die Mitglieder der Miliz konnten sich mit Schwert und Dolch in der Öffentlichkeit zeigen, ohne Strafverfolgung zu riskieren. Wichtiger noch, wenn Kreditgeber ihre Gemeinde zur Rückzahlung geschuldeter Summen zwingen wollten, und wenn dazu wie üblich die einzelnen Mitglieder der zahlungsunfähigen Kollektive in Haft genommen wurden, konnten sich Milizionäre durch Zahlung ihres Anteils befreien, während Nichtmitglieder der Milizen bis zur völligen Tilgung in den Gefängnissen schmorteten.³⁴ Musketenschützen, die in der Milizorganisation vom späten 16. Jahrhunderts ab eine Elitestellung einnahmen, waren gar von allen kommunalen Arbeiten, wie zum Beispiel dem Reinigen von Wasserablaufgräben und der Straßeninstandhaltung, befreit.³⁵ Doch die Milizmitgliedschaft verlangte auch kontinuierliche Präsenz und Investitionen in die Ausrüstung. Verfehlungen auf beiden Gebieten konnten auf Dauer teuer werden. Milizkommissare mussten des Öfteren einschreiten, wenn die ihnen unterstellten Wehrfähigen ohne Waffen oder notwendige Ausrüstungsteile zu den Inspektionen erschienen. Die Kommission übte entschieden Druck auf Milizmitglieder aus, sich Waffen wieder zu beschaffen, die sie verkauft oder versetzt hatten.³⁶ Das Veräußern einer Arkebuse war etwa mit einer Geldstrafe von zwei *scudi* belegt, doch diejenigen, die Waffen von Milizionären ankauften, riskierten sogar eine Strafe von vier *scudi*.³⁷ Um den Milizen zumindest den Anschein militärischer Schlagkraft zu verleihen, war es für die luccheser Administratoren notwendig, diese gelegentlich technisch und taktisch aufzurüsten, und so mit den Neuerungen auf dem Sektor der Infanteriebewaffnung Schritt zu halten. Der Austausch veralteter Waffen mit neuen gestaltete sich hier schwieriger, denn es gab in den entlegeneren Bezirken des luccheser Staates örtliche Trägheiten und Besonderheiten. Pflichtbewusste Kommissare, die ihre Rolle als Wehrreformer ernst nahmen, forderten in den frühen siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts vergebens, dass sich die Milizen von Minucciano und seines Verwaltungsbezir-

³⁴ ASL, Archivi Gentilizi, Legato Cerù, Ristretto de'Capitoli, 11. Juli 1595, F. 26v-27r.

³⁵ Ebd., F. 26v. Vgl. Antonio Carina, *Notizie storiche sul contado lucchese e specialmente sulle valli del Lima e dell'alto Serchio*, Lucca 1871, S. 145.

³⁶ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, 16. Juni 1570, F. 29r.

³⁷ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 26, deliberazioni, 3. Januar 1594, F. 23r-23v. Druckmittel wurden äußerst maßvoll eingesetzt und drastischere Strafen - Haft oder Peitsche - folgten erst auf eine wiederholte Verwarnung.

kes umgehend mit den neu eingeführten Piken ausstatten sollten. Die örtliche Miliz hielt dagegen, dass es in ihrer Gegend schwer sei, sich solche Waffen zu besorgen, und beharrte auf der Weiterverwendung der Hellebarde.³⁸

Schließlich gaben die Kommissare nach und erlaubten das weitere Tragen einer begrenzten Anzahl der veralteten Nahkampfwaffen, solange der Rest der Truppe sich mit Arkebussen ausstattete.³⁹ Auch in anderen Bezirken regte sich Widerstand gegen die Innovation, doch befolgten die Einwohner der Gemeinden des zusammenhängenden luccheser Staatsgebietes die Weisungen der Kommissare bereitwilliger, da die gemeinsamen Inspektionen die altmodisch mit Hellebarden Gerüsteten schnell der Lächerlichkeit preisgaben.⁴⁰ Die Flut von Ermahnungen zur Modernisierung wiederholte sich aber schon in den späten siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts, als die Kommission daran ging, Arkebussen des neuen Typs - *alla spagnuola* oder *alla rota* - mit drehbaren Luntenklemmen einzuführen.⁴¹

Das Regelwerk der *Ordinanze di montagna* - zusammengetragen in den vierziger und fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts - legte fest, dass ein Teil der Milizeinheiten mit Arkebussen ausgestattet sein musste. Milizionären, die über keine Eigene verfügten, sich aber den Erwerb eines solchen 'Statussymbols' leisten konnten, erhielten eine Schusswaffe aus dem Fundus des *Offizio sopra la munizione del cortile*, des für die Rüstungsmaterialien des gesamten Staates zuständigen republikanischen Organs. Diese Waffen mussten aber ebenso wie die Brustpanzer und Helme der Pikeniere von den Empfängern

³⁸ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, 10. Januar 1572, F. 36v und 27. Juli 1572, F. 40r. „Item deliberorno che nella Vicaria di Castiglione e Minucciano fosse per fino à 20 alabardieri che accompagnerò l'insegno atteso che sono luoghi alpestri et che ci sono poci piche, nonostante la deliberatione fatta per l'altre vicarie la quale sia in suo rigore.“

³⁹ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 25, deliberazioni, 3. Oktober 1572, F. 42r. Vgl. Sigismondo Bertacchi, *Descrizione Istorica della Provincia di Garfagnana figurata, descritta, e composta dal Sig.re Cavaliere Sigismondo Bertacchi di Castelnuovo, l'anno 1629 circa. Copiata da Prete Michele Antonio Porta da Corfino per uso suo, e de suoi amici veri l'anno 1728. E dedicata dal medesimo Sig. Autore all'Altezza del Ser.mo Francesco Primo Duca di Modena, Reggio, Signore della Garfagnana, Castelnuovo, Garfagnana 1973, S. 122 f.* Es mag günstig für die Einwohner von Minucciano gewirkt haben, dass sie trotz des Anscheins des Ungehorsams und der Disziplinlosigkeit immer ihre Wehrhaftigkeit in den sporadisch vorkommenden bewaffneten Auseinandersetzungen mit den benachbarten Untertanen der Este Dynastie zu beweisen wussten.

⁴⁰ ASL, Archivi Gentilizi, Legato Cerù, Ristretto de' Capitoli, F. 25v.

⁴¹ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, 14. April 1577, F. 155v, 5. Oktober 1577, F. 179r.

bezahlt werden. Die Finanzkraft der Individuen war bei ihrer Aufnahme in die Miliz entscheidend. Verarmte Mitglieder verkauften ihre Waffen und Ausrüstungsgegenstände in akuter Not, um Nahrungsmittel zu kaufen.⁴² Deshalb wurde es den kommandierenden Offizieren auch ab den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts nahegelegt, die Behausungen der Milizionäre unangekündigt aufzusuchen, um das Vorhandensein und den Zustand der Ausrüstung zu prüfen. Jedoch waren die Straf gelder, die wegen nichtvorhandener Waffen verhängt wurden, recht niedrig.⁴³

Infolge des ersten größeren Konfliktes mit den benachbarten Este 1583 beschloss die Republik, die wirkungsvolleren und zielgenaueren langen Musketen mit Stütz gabel einzuführen. Die neue Ausrüstung wurde an 400 ausgesuchte Milizmitglieder ausgegeben. Diese mussten in drei Raten innerhalb von anderthalb Jahren drei *scudi* pro Waffe zahlen.⁴⁴ In Kombination mit der Befreiung von kommunalen Arbeitsleistungen wirkte eine reduzierte Anzahl jährlich zu besuchender Inspektionen und die höhere Besoldung im aktiven Dienst äußerst attraktiv,⁴⁵ so dass sich die Mitgliedschaft im neu geschaffenen republikanischen Musketenkorps eines regen Interesses erfreute.⁴⁶ Doch diese Schilderung des Milizdienstes als Erfolgsmodell soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Straffung der Milizorganisation, die eigentlich die unsichere Lage in den gebirgigen Grenzgebieten hatte verbessern sollen, mit der staatlich verordneten Modernisierung von Arkebusen und der Verteilung von Musketen die Gefährdung des allgemeinen Friedens noch mehrte.

Zudem schlugen sich Schwierigkeiten und Reibungspunkte mit anderen republikanischen Organen in den Aufzeichnungen der Milizkommissare nieder. Die administrativ-juristischen Vertreter der republikanischen Regierung tendierten dazu, die Vorrechte der Bauernwehren zu ignorieren. Wurden Waffen konfisziert oder Mitglieder wegen Schulden ins Gefängnis geworfen, rief dies umgehend die Milizkommissare auf den Plan.⁴⁷ Die Patrizier der Milizkommission waren befugt, konkurrierenden republikanischen Admini-

⁴² Ebd., F. 21r.

⁴³ Ebd., 23. November 1583 und 5. Oktober 1611, F. 22v.

⁴⁴ Ebd., 23. November 1583 und 30. September 1594, F. 24v. Die Verteilung der Musketen wurde aber erst 1594 in Angriff genommen.

⁴⁵ Ebd., 23. November 1583 und 30. September 1594, F. 24v.

⁴⁶ Carina, *Notizie storiche* (Anm. 35), S. 101 f.

⁴⁷ ASL, *Commissari delle milizie di montagna*, Band 23, *deliberazioni*, 23. Januar 1580, ohne Seitenangabe. In diesem Fall gab die Milizkommission dem regulären administrativen Kommissar von Villa Basilica den Befehl, zwei Männer aus Collodi auf freien Fuß zu setzen, die verhaftet worden waren, weil sie entgegen der örtlichen Verordnungen Schwert und Dolch getragen hatten.

stratoren mit Geldstrafen von bis zu 25 *scudi d'oro* zu drohen, sollten diese sich weigern, ihren Weisungen Folge zu leisten.⁴⁸ Befanden sich Milizmitglieder unter einer Gruppe von Dorfbewohnern, die wegen kommunaler Schulden inhaftiert waren, konnten sich diese durch Zahlung ihres Anteils am geschuldeten Betrag freikaufen.⁴⁹ Doch der Schuldnerschutz erstreckte sich zudem auf die individuellen Obligationen der Milizionäre. Als Giovanni Francesco di Matteo Calci aus Venacciara im Herbst 1580 von Luccas *barghello*, dem höchsten Ordnungshüter der Hauptstadt, wegen einfacher Privatschulden festgesetzt wurde, folgte auch in seinem Fall auf die Androhung des hohen Strafgeldes die sofortige Freilassung.⁵⁰

Der Schutz der Milizionäre vor langdauernder Inhaftierung wegen der kollektiven Verschuldung ihrer Heimatgemeinden gab den Dörfern auch einen gewissen Spielraum in Verhandlungen mit der Zentralregierung und dem stark zum Vorteil der Kreditgeber gewichteten Justizsystem. Wenn es darum ging, in Lucca vorzusprechen oder das gemeinsame Interesse der Bauerngemeinden zu vertreten, waren es sehr oft die besser gestellten Offiziere der lokalen Miliz, die ausgesucht wurden, um ihre Gemeinschaft zu vertreten, denn sie konnten ja leicht wieder ausgelöst werden. Als beispielsweise im November 1624 ein gewisser Bastiano di Bartolomeo aus Coreglia auf Geheiß des *Offizio sopra la munizione di cortile* festgesetzt wurde, beauftragte das konsternierte Kommunalparlament den Leutnant Anselmo Pellegrini, sich in die Hauptstadt zu begeben, um die Natur und Höhe der Schuld zu erfragen und auszuloten, ob es möglich sei, durch die Zahlung eines Teilbetrags seitens der Gemeinde die Freilassung des Inhaftierten zu erwirken.⁵¹ In diesem wie in vielen anderen Fällen war die Beauftragung eines Milizmitgliedes als Bote und Sachwalter eine wirksame Strategie, um die Gemeinde aktionsfähig zu halten und weitere Arreste zu vermeiden.

Eines der größten Probleme, mit dem die Milizkommission konfrontiert wurde, war die Schwierigkeit, die Anwesenheit der von ihr verwalteten Truppe in den Wehrbezirken sicherzustellen und zu überwachen. Hier mussten

⁴⁸ ASL, Archivi Gentilizi. Legato Cerù. Ristretto de'Capitoli, F. 21r.

⁴⁹ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 25, deliberazioni, 13. Juni 1594, F. 33r, 9. Juli 1594, F. 35r and 20. August 1594, F. 41r. Zum letztgenannten Datum sprachen die Milizkommissare explizite Warnungen gegen den regulären administrativen Kommissar von Camaiole aus, dass die Milizmitglieder nach Begleichen ihrer individuellen Schuld unverzüglich freizusetzen seien.

⁵⁰ ASL Commissari delle milizie di montagna, Band 24, deliberazioni, 15. Oktober 1580, F. 7v.

⁵¹ Archivio Comunale di Coreglia Antelminelli (ACCA), Deliberazioni della Comunità di Coreglia, Nr. 17, 18. November 1624, F. 47r-48r.

sie sich mit gewöhnlichen und außergewöhnlichen Formen der Mobilität, die zu den prominenten Merkmalen des Berglebens gehörten, auseinandersetzen. Ein bedeutender Anteil der Bergbevölkerung nahm als Hirten und Erntearbeiter an den regulären saisonalen Wanderbewegungen teil.⁵² Zudem führte die landwirtschaftliche Marginalität der Gebirgsprovinz, die über wenig Ackerland verfügte, und deren Hauptnahrungsquelle, die Esskastanienernte, auch großen klimabedingten Schwankungen unterlag, zu Subsistenzkrisen, die viele der in der Miliz eingeschriebenen Bergbewohner auf eine monatelange Suche nach Erwerbsmöglichkeiten oder Nahrungsmitteln trieb. Dabei gesellten sie sich zum ohnehin schon beträchtlichen Anteil an Arbeitsmigranten unter den Bewohnern der luccheser Bergwelt.

Die Kommissare entschuldigten schon um die Mitte der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts des öfteren Abwesende mit dem Verweis auf die *mala stagione*, die ein witterungsbedingtes Defizit an überlebensnotwendigen Gütern bedeutete. Während der großen Krise um die Jahrhundertwende und auch wieder in den Notsituationen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wurde die vorübergehende Abwesenheit eines großen Anteils der Milizmitglieder praktisch zur Regel.

Eine andere Form der Mobilität, die im luccheser Hinterland verbreitet war, fiel in eine dem Milizdienst artverwandte Kategorie: der Solddienst für andere Mächte. Leider verrät die Dokumentation der Kommissare, die sich mit der unerlaubten Abwesenheit zahlreicher Milizmitglieder befasst, die in fremden Dienst getreten waren, nicht, welchen spezifischen Kriegszügen sich die Bergbauern anschlossen.⁵³

Die Republik Lucca gab nur ungerne und selten anderen Staaten die Erlaubnis zum Ausheben von Truppen. Aber der Stadtstaat war seit dem frühen 16. Jahrhundert in eine Koalition mit den Habsburgern eingebunden, so dass Luccas überbevölkertes *contado* wie andere Berggegenden in Zentralitalien einen Teil des Rekrutierungsreservoirs für die katholischen Armeen der Spanier und des Kaisers bildete.⁵⁴ Auch in Fällen, in denen sich die Werber nicht

⁵² ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, F. 79v. Simone de Montefegatesi war im vorhergehenden Herbst in die Maremma gegangen. Jetzt bot ihm die Milizkommission in einem für sie typischen Versuch des Entgegenkommens an, statt der 36 *lire*, die er schuldete, nur 6 *lire* zu zahlen.

⁵³ Ich verweise hier auf die zahlreichen Konflikte wie den Seekrieg gegen die Osmanen und die nordafrikanischen Piratenstaaten, den spanischen Kampf gegen die niederländischen Unabhängigkeitsbestrebungen, die kaiserlichen Feldzüge auf dem Balkan und später die diversen Teilabschnitte des Dreißigjährigen Krieges.

⁵⁴ Sodini, Soldati Lucchesi (Anm. 4), S. 25.

auf republikanisches Gebiet begeben durften, wurde es offiziell oder inoffiziell geduldet, dass die Untertanen der Republik sich zu ihnen bewegten. Die entfernteren italienischen Staaten mochten ebenfalls ohne größere Komplikationen Luccheser rekrutieren.⁵⁵ Nur die Anwerbung für die Armeen der Este und Medici wurden als problematisch angesehen und in Fällen, wo dies auf luccheser Boden geschah, strafrechtlich verfolgt.⁵⁶

Die Kommissare der Miliz behandelten jene, die ohne Erlaubnis in fremden Sold getreten waren, mit überraschender Milde. Sie wurden zwar mit *punti*, den üblichen Geldbußen, belegt,⁵⁷ die Kommissare reduzierten aber die verhängten Strafen meist auf einen Bruchteil der ursprünglichen Summe und versuchten auch, sich die von Milizangehörigen in fremden Diensten erworbenen militärischen Fähigkeiten für ihre Organisation zu Nutze zu machen.⁵⁸ Die praktische Kampferfahrung, die solche Bauernsoldaten zurückbrachten, sollte die Disziplin der Milizen verbessern.⁵⁹ So wurde Simone di Bartolomeo Moni aus Galliciano, wenige Wochen, nachdem er noch für seine Teilnahme an einem Kriegszug eine Geldstrafe zahlen mußte, zum Sergeanten seines Dorfkontingentes befördert.⁶⁰

Die Milizmitglieder, die sich seit den sechziger und siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts für das professionelle Kriegshandwerk anwerben ließen, mögen von einer Begeisterung für den Kampf gegen Muslime oder Protestanten geleitet worden sein. Direkte Belege gibt es dafür allerdings nicht. Vor dem Hintergrund der Subsistenzkrise um die Wende zum 17. Jahrhundert muss man den Kriegsdienst als gute Alternative zu anderen Strategien wie der verzweifelten Migration auf der Suche nach Arbeit und Brot sehen, die zwar Risiken, aber auch Chancen mit sich brachte. Schon im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, in einer entspannten Versorgungssituation, scheint die Bereitschaft für den Kriegsdienst für auswärtige Mächte unter

⁵⁵ Ebd., S. 15.

⁵⁶ ASL, Sentenze e bandi, Nr. 288 (Januar-Dezember 1574), 18. Mai 1574. Aufforderung an Nicolo Testa aus Medici Pescia sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, er habe ohne Erlaubnis die Anwerbung von luccheser Untertanen auf dem Boden der Republik betrieben.

⁵⁷ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, 30. April 1573, F. 51r. Die Milizkommissare des zu Ende gehenden Amtsjahres schrieben in einem Memorandum für ihre Nachfolger, „il numero de puntati sono infiniti“, und rieten ihnen „spuntar quelli che ci pareva havessero causa legittima di esser spuntati.“

⁵⁸ Ebd., 28. März 1573, F. 46v.

⁵⁹ Delbrück, *The Dawn of Modern Warfare* (Anm. 18), S. 61-63.

⁶⁰ ASL, Commissari delle milizie di montagna, Band 23, deliberazioni, 30. November 1577, F. 184r, 11. Januar 1578, F. 192r und ASL Commissari delle milizie di montagna, Bd. 24, deliberazioni, 21. August 1581, F. 33r.

den Lucchesern drastisch zurückgegangen zu sein. Bei den Aushebungen von 2.000 Mann zur Unterstützung der Spanier im Monferratischen Erbfolgekrieg im Jahre 1613 gab es große Schwierigkeiten, die vorgegebene Mannschaftsstärke zu erreichen. Als letztes Mittel befahl die Regierung den Kommissaren der ländlichen Bezirke, unbequeme und für skandalträchtiges Verhalten bekannte Personen in den Dörfern zwangszu verpflichten.⁶¹ Die Militärkarrieren von luccheser Patriziern in kaiserlichem Dienst, wie die der Diodati Brüder, mögen ein Anreiz für Mitglieder der Bauernwehren gewesen sein, sich auf die Schlachtfelder des Dreißigjährigen Krieges zu begeben.⁶² Eindeutiger ist der Zusammenhang zwischen aktueller ökonomischer Lage und Rekrutierungserfolg. Bei einem neuerlichen Versuch in den Jahren 1638 und 1639 für den spanischen Dienst in Katalonien und der Lombardei eine Truppe von 1.250 Mann aufzustellen, war es nach den ersten 800 Werbungen wegen einer Konjunkturverbesserung schier unmöglich, den Rest des Kontingents aufzufüllen.⁶³

Trotz erheblicher Schwierigkeiten in der tagtäglichen Verwaltung der Gebirgsmilizen war die Republik Lucca bis in das zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts von ihrem strategischen Wert überzeugt und unterstützte die Organisation dementsprechend. Die Milizen schöpften ihre Anziehungskraft, sowohl für die luccheser Oligarchie als auch für die dienstverpflichteten Bergbauern, aus der Verquickung der Interessen von Regime und Landbevölkerung. Die gemeinsame Feindseligkeit von luccheser Bergbevölkerung und Regierenden bezog sich vor allem auf die Este und ihre Untertanen. Die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunehmend wichtiger werdenden Beziehungen zu den Ländereien der Medici, deren ökonomischer Dynamismus und deren Infrastruktur den luccheser Handelsherren sehr nützlich geworden waren, verhinderten das Ausufernd von lokalen Gegnerschaften im gleichen Maße. Nichtsdestotrotz war unter Luccas Führungselite die Furcht vor der Aggressionspolitik ihrer florentiner Nachbarn, die seit dem frühen 16. Jahrhundert Luccas kollektive Psyche stark belastete, noch bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus spürbar.⁶⁴

Milizmitglieder in der Bergwelt Luccas liefen in der zweiten Hälfte des 16.

⁶¹ Sodini, *Soldati lucchesi* (Anm. 4), S. 16.

⁶² Ebd., S. 26-35.

⁶³ Ebd., S. 15, 53, Endnote 55.

⁶⁴ Vgl. *Indipendenza del principato Mediceo*, Florenz 1980, S. 151-153; Simonetta Adorni Braccesi, *La Repubblica di Lucca fra Spagna ed Impero, il mercanteggiamento della libertà (1557-1558)*, in: *Nuova Rivista Storica* 67 (1983), S. 345-347.

Jahrhunderts vermehrt Gefahr, mit den Untertanen und Ordnungskräften benachbarter Mächte in Konflikt zu geraten. Die regulären Kommissare der Verwaltungsbezirke griffen in ihrer strafverfolgenden und juristischen Kapazität auch auf die Milizen zurück, um ihren wenigen bewaffneten Hilfskräften den Rücken zu stärken. Da sich die Milizen über ihre Funktion in einer staatlich kontrollierten Einsatztruppe hinaus auch immer als wehrhafte Vereinigung der Dorfgemeinschaft verstanden und nun auch in nie vorher gekanntem Maße staatliche Unterstützung, Ausbildung und Ausrüstung erhielten, kam es bei Auseinandersetzungen mit benachbarten Gemeinden in dieser Zeit sehr schnell zu militärisch anmutenden Scharmützeln. Diese eskalierten angesichts des zunehmend angespannten Verhältnisses zwischen Lucca und den Este bei mehreren Gelegenheiten vom interkommunalen Streit zum regionalen Konflikt.

Im Jahre 1602 entwickelten sich schließlich mehrere bewaffnete Auseinandersetzungen, die fast zeitgleich entlang der Grenze zwischen Lucca und der Domäne der Este aufflammten. Den Ausschlag gab der Streit um die zwischen Castelnovo, dem Hauptort der Este, und der luccheser Enklave von Castiglione umstrittenen Forellenfischereirechte. Gleichzeitig kam es auch zwischen dem luccheser Dorf Colognora und Vallico in den Terrenove der Este zu Scharmützeln, deren Auslöser nichts anderes als ein privatrechtlicher Streit über den Besitz kleiner Parzellen Acker- und Waldland war.⁶⁵ Die Republik schickte umgehend reguläre Truppen zur Verstärkung der dörflichen Milizeinheit, und die Kommandeure der Este zögerten nicht, es ihr gleich zu tun.⁶⁶ Obwohl der spanische Gouverneur von Mailand eingriff und die gegnerischen Parteien zum Niederlegen der Waffen brachte, flammte der Streit in unveränderter Heftigkeit im folgenden Jahr an der gleichen Stelle wieder auf. Doch auch dieser erneute Waffengang war nur ein Vorspiel für den größeren, erbittert ausgetragenen Garfagnana Krieg des Jahres 1613, der sich an einer erneuten Konfrontation um dieselben Ländereien entzündete.⁶⁷ Aber zu diesem Zeitpunkt hatte der Streit zweier Gemeinden schon längst den Status eines zwischenstaatlichen Ehrenhändels zwischen Lucca und den Este erreicht. Durch das Eingreifen der regulären militärischen Maschinerie der Streitparteien wurde die Gebirgsmiliz in Disziplin und Kampfkraft überfordert und an den Rand gedrängt. Die Bilanz des luccheser Militärexperten Bartolomeo Cenami, den die republikanische Regierung 1613 als Beobachter

⁶⁵ BSL, ms. 845, Manfredi, *Compendio storico*, S. 135-136/F. 72r-72v.

⁶⁶ Ebd., S. 135/F. 72r.

⁶⁷ Bertacchi, *Descrizione Istorica* (Anm. 39), S. 127-138.

der Kampfhandlungen abgestellt hatte, fiel entschieden negativ aus. Eine Schwachstelle lag in der Auswahl der dörflichen Offiziere. Entscheidend war oft nicht die Courage und militärische Erfahrung eines Kandidaten, sondern die Stellung der Familie in der Gemeinde. Cenami schlug deshalb vor, Kriegserfahrung als Grundvoraussetzung für die Nominierung von Hauptleuten und Sergeanten zwingend vorzuschreiben. Die Milizen hatten sich vor allem durch ihre Unfähigkeit im Umgang mit Schusswaffen - ein Zeugnis schlechter Ausbildung - ausgezeichnet.⁶⁸ Daher riet Cenami die Milizen besser auszurüsten und auszubilden. Die republikanische Milizverwaltung, die schon in den vorhergegangenen Jahrzehnten lange zur Umsetzung von Neuerungen gebraucht hatte, war nach dem finanziellen Aderlass des erfolglosen Krieges weder Willens noch in der Lage die notwendigen Investitionen zu tätigen.⁶⁹

Trotz aller berechtigter Kritik muss festgestellt werden, dass sich die Milizen im Kleinkrieg bewährt hatten. So hatten sie zum Beispiel oberhalb von Castiglione in kleinen Kommandos Überfälle auf benachbarte Gemeinden durchgeführt. Daneben war es ihnen auch im Tal des Serchio, oberhalb von Galliciano, wo sich ein regelrechter Stellungskrieg entwickelt hatte, möglich, ihre Positionen zu halten und den regulären Streitkräften der Este empfindliche Verluste beizufügen.⁷⁰ Aber dies täuschte nicht über die Tatsache hinweg, dass Lucca mit einer Kombination von Milizen und beschränkten regulären Streitkräften keinen Sieg gegen ein gut versorgtes Heer, welches sich auf befestigte Gemeinden und Festungen in der Region stützen konnte, zu erringen vermochte. Die erbitterten Guerrillaaktionen, in denen sich die Bauernmilizen beider Seiten zum Einsatz von Taktiken der verbrannten

⁶⁸ Solche Probleme waren 1613 nicht zum ersten Mal aufgetaucht. Milizmitglieder waren auch während ihrer Teilnahme an Übungen und Inspektionen häufig von ihren kommandierenden Offizieren wegen unsachgemäßem oder leichtfertigen Umgang mit ihren Schusswaffen gerügt worden. Vgl. ASL, Commissari delle milizie di montagna, Bd. 23, deliberazioni, 30. Oktober 1577, F. 180r-180v. So drohte man 1577 solchen Milizionären mit einer Geldstrafe von 25 *scudi*, die in Zukunft ohne Erlaubnis mit geladenen Waffen aufmarschierten. ASL, Commissari delle milizie di montagna, Bd. 23, deliberazioni, 3. März 1578, F. 197v. Giugliano di Paulino aus Tereglio musste 10 *bolognini* zahlen, weil er am 16. Dezember 1576 nicht im Stande war, das Pulver in seiner Arkebuse zu entzünden.

⁶⁹ Sodini, *Soldati lucchesi* (Anm. 4), S. 24. Mancher Milizsoldat war den eigenen Kameraden zum Opfer gefallen oder hatte sich beim unsachgemäßen Abfeuern der Waffe verletzt. Die veralteten kleinen Arkebusen, die hauptsächlich in Gebrauch waren, versagten nach zwei- oder dreimaligem Abfeuern den Dienst.

⁷⁰ BSL, ms. 1564, *Scritture per le controversie della Garfagnana fra Lucca e Modena*, *Scritture di un Gentiluomo lucchese* (ohne Seitenangabe).

Erde hinreißen ließen, hatten die Region insgesamt in Mitleidenschaft gezogen, und sie litt über Jahrzehnte hinweg an den Spätfolgen.⁷¹

Nur durch das Eingreifen des spanischen Gouverneurs von Mailand konnte die Republik den Verlust der zentralen luccheser Bergfestung Castiglione vermeiden.⁷² Keine der Kriegsparteien hatte sich jedoch entscheidend durchsetzen können. Dem Konflikt folgten Prozesse über die strittigen Ländereien, die sich in Mailand und Wien bis 1619 hinzogen. Am Ende war Lucca rechtlich der Verlierer, was die Frustration über den mangelnden militärischen Erfolg noch verstärkte.⁷³

Als Luccas Consiglio Generale in Folge der Pestepidemie der dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts beschloss, die Schuldenprivilegien der Bergmilizen abzuschaffen, protestierte die Milizkommission, dass solche Veränderungen den Fortbestand der Bauernwehren gefährdeten, deren Reihen sich durch die aufgrund der demographischen Katastrophe neu entstandenen Arbeitsmöglichkeiten im Zentrum des Staates ohnehin schon gelichtet hatten. Doch scheint es, dass die Milizen, die im späten 16. Jahrhundert bei hohem demographischen Druck und politischen Spannungen im gebirgigen Hinterland eine essentielle Sicherungsfunktion erfüllt hatten, der republikanischen Führung nun entbehrlich geworden waren. Das Verhältnis der Republik zu den Medici hatte sich zu einer wirtschaftlichen Symbiose entwickelt und auch der Konflikt zwischen der Republik und der Dynastie der Este war endlich auf staatsrechtlicher Ebene beigelegt worden. Dörfliche Zwistigkeiten eskalierten nicht mehr, da nun gemeinsame Grenzkommissionen bereitstanden, um Einigung zu erzwingen.

Das Verhältnis zwischen Lucca und der gebirgigen Peripherie war um die Mitte des 17. Jahrhunderts tief gestört. Anstatt das republikanische Staatsgebiet gegen äußere Bedrohungen zu schützen, kollaborierte mancher Bergbewohner als Schmuggler mit den Untertanen benachbarter Mächte, um die negativen Auswirkungen Luccas fiskalischer und juristischer Politik zu neutralisieren. Abseits von Verkehrsadern und administrativen Zentren verlor die Oligarchie an Autorität.⁷⁴ Der Pakt zwischen den militanten Bauern und der Republik war am erfolglosen Krieg und der darauf folgenden wirtschaftlichen Misere zerbrochen. Jedoch überlebte die Milizorganisation bis zum Ende der Republik, weil sie die Funktion einer ‚Ehrenhierarchie‘ im Innern

⁷¹ Bertacchi, *Descrizione Historica* (Anm. 39), S. 127 u. 133.

⁷² Ebd., S. 130.

⁷³ Ebd., S. 130 f.

⁷⁴ Rita Mazzei, *La società lucchese del Seicento*, Lucca 1977, S. 141-144.

der Gemeinden behielt, an deren Erhalt mächtige Familien ein großes Interesse hatten.

Die Republik Lucca war im Gegensatz zu allen anderen Staaten Italiens nach dem letzten Garfagnana Krieg im Jahre 1613 in keine weiteren bewaffneten Konflikte direkt verwickelt. Während die als streitbar bekannten ligurischen Milizen von Genua gegen reguläre Truppen im Konflikt mit Piemont-Savoy eingesetzt wurden und die Savoyer die Integration ihrer Territorialstreitkräfte in ihren regulären militärischen Apparat weiter trieben als irgend ein anderes Staatswesen auf der Apenninhalbinsel,⁷⁵ wurden die luccheser Milizen schon früh zu einem vernachlässigbaren Element in der Sicherheitspolitik der kleinen Republik. Lucca war in seiner Abkehr von den Milizen nicht allein. Während sich die Bauernwehren der venezianischen Terraferma im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert noch wiederholt zu Schutzfunktionen in fremden Provinzen verpflichtet sahen, wurden sie nach dem Istrischen Krieg von 1617 nicht mehr im großen Stil mobilisiert.⁷⁶ Doch hier enden auch die oberflächlichen Ähnlichkeiten. Die Venezianer rüsteten nicht ab, sondern hatten mit den Türkenkriegen des späteren 17. Jahrhunderts noch schwerste Kämpfe vor sich. Im Gegensatz dazu hatte sich die republikanische Führung Luccas hinter die sehr gut ausgebauten Mauern ihrer Stadt zurückgezogen und beschränkte sich darauf, ihre Unabhängigkeit durch geschicktes Verhandeln zu bewahren.

⁷⁵ Ilari, Servizio militare (Anm. 4), S. 65-79 u. 93. Der Autor meldet erhebliche Zweifel am militärischen Wert der piemonteser Milizen an.

⁷⁶ Ebd., S. 56-58; vgl. L. Pezzolo, L'archibugio e l'aratro. Considerazioni e problemi per la storia delle milizie rurali venete nei secoli XVI e XVII, in: Studi Veneziani 7 (1983), S. 69-80.

Jutta Nowosadtko

Der „Vampyrus Serviensis“ und sein Habitat: Impressionen von der österreichischen Militärgrenze

Die Figur des Vampirs gehört seit dem 19. Jahrhundert zum Standardrepertoire der *Gothic novel*, deren dramatischer Höhepunkt 1897 durch die Veröffentlichung von Bram Stokers genre-prägendem Briefroman *Dracula* markiert wurde. Da sich in der Folgezeit vor allem Literaturwissenschaftler der *Ästhetik des Horrors* annahmen, standen die schmale Quellenbasis zu den historischen Wurzeln des Vampirismus und die Begleitumstände ihrer Entstehung nur selten im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses.¹ Viel lieber heftete sich die Forschung an die Fersen des Woiwodenfürsten Vlad Tepes, um allerdings schließlich zum Ergebnis zu gelangen, dass Stoker sich jede nur erdenkliche literarische Freiheit genommen hatte, bis dato unabhängig von einander existierende Überlieferungsstränge assoziativ miteinander zu verflechten.²

¹ An dieser Stelle kann nur eine Auswahl der wichtigsten Überblicksdarstellungen genannt werden. Die Zahl der einschlägigen Publikationen ist Legion. Dieter Sturm, Klaus Völker (Hrsg.), *Von denen Vampiren oder Menschengaugern. Dichtungen und Dokumente*, München 1994 (erste Auflage: Frankfurt/Main 1968); Aribert Schroeder, *Vampirismus. Seine Entwicklung vom Thema zum Motiv*, Frankfurt/Main 1973 (Studienreihe Humanitas. Studien zur Anglistik); Hans Richard Brittnacher, *Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur*, Frankfurt/Main 1994; Clemens Ruthner, *Sexualität Macht Tod/t. Prolegomena zu einer Literaturgeschichte des Vampirismus*, 16 Seiten, 13.04.2002 <<http://www.kakanien.ac.at/beitr/materialien/CRuthner1.pdf>>.

² *Dracula* kann nicht als literarischer Austrieb eines Wurzelgeflechts aus realhistorischen Vorbildern und tradiertem Volksglauben gedeutet werden. Nachdem Abraham Stoker durch den Artikel einer ungarischen Offiziersgattin auf den „Transsylvanischen Aberglauben“ aufmerksam geworden war, übernahm er den Beinamen des Woiwoden aus einer historischen Überblicksdarstellung von William Wilkinson, der in einer kleinen Fußnote irrtümlich behauptete, dass das walachische Wort „Dracula“ Teufel bedeute. Die *Darstellung der Fürstentümer Walachei und Moldawien* von 1820 ist Stokers einzige bekannte Informationsquelle über den historischen Dracula, auf die er offensichtlich im Sommer 1890 in der Leihbücherei seines Urlaubsortes Whitsby gestoßen war. Darüber hinaus interessierte er sich nicht im Geringsten für den Vlad Tepes des 15. Jahrhunderts und dessen möglicherweise tatsächlich vorhandene sadistische Neigungen, sondern verpasste ‚seinem‘ Grafen eine fiktive Biographie. Elizabeth Miller, *Back to the basics. Reexamining Stoker's Sources for Dracula*, in: *Journal of the fantastic in the arts* 10 (1999), S. 187-197, hier S. 189-194; dies., *Dracula. Sense & Nonsense*, Westcliff-on-Sea 2000 (The Desert Island Dracula library), S. 180-223; dies., *Dracula*, New York 2001, S. 141-146.

Auf die prosaischen Grundlagen des Vampirmythos wurde deutlich weniger Tinte verwendet, sieht man einmal von materialreichen volkskundlichen Bestandsaufnahmen ab, welche in erster Linie seine unterschiedlichen regionalen Ausprägungen und lokalen Erscheinungsformen erfassten.³ Die zentralen Dokumente, auf die sich schon die aufgeklärten Vampirtraktate und -debatten des 18. Jahrhunderts stützten, wurden bereits 1992 durch Klaus Hamberger zusammengetragen und ediert. Bis heute bildet seine Sammlung die nahezu ausschließliche Quellenbasis für zahlreiche Nachfolgestudien.⁴ Einen wichtigen Beitrag zur Synthese der bisherigen Forschungsergebnisse leistete ferner die Dissertation von Peter Mario Kreuter, welche erstmals die Frage der Rolle des Osmanischen Reiches und des orthodoxen Glaubens bei der Ausformung des südosteuropäischen Volksglaubens aufwarf.⁵ Im Anschluss an Harry Senn hob Kreuter vor allem die gemeinschaftsstärkenden und -stabilisierenden Elemente des Vampirglaubens hervor.⁶ Damit war gleichzeitig das größte Forschungsdefizit in diesem Themenbereich benannt. Denn anders als im Bereich der Hexenforschung waren in der Betrachtung des „Vampyrus Serviensis“ sozialanthropologische Ansätze und ethnologische Studien noch nicht zum Vergleich herangezogen worden.

Dass der Entstehungskontext und die Funktionen des Vampirglaubens bislang nicht ausführlicher gewürdigt wurden, überrascht auch deshalb, weil bereits Hamberger auf seine topographischen Besonderheiten hingewiesen hatte. Danach ließ sich ein Landstreifen als engere Heimat des Vampirs ausmachen, der sich halbmondförmig von Slawonien bis zur Bukowina erstreckt. Die Entdeckung des Phänomens war eng mit der Ausdehnung und dem Aufbau der österreichischen Militärgrenze verknüpft.⁷ Nicht zufällig

³ Zusammenfassend siehe Dagmar Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, in: Dies. (Hrsg.), Kulturraum Balkan. Studien zur Volkskultur und Literatur Südosteuropas, Berlin u. a. 1989 (Lebensformen, 5), S. 65-108. Für den älteren Stand der Forschung vgl. auch die Artikel „Nachzehrer“ und „Wiedergänger“ in: Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Berlin, Bd. 6 (1935), Sp. 812-823 und Bd. 9 (1941), Sp. 570-578. Dazu sehr umfassend und grundlegend: Thomas Schürmann, Nachzehrer glauben in Mitteleuropa, Marburg 1990 (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., 51).

⁴ Klaus Hamberger (Hrsg.), *Mortuus non mordet. Dokumente zum Vampirismus 1689-1791*, Wien 1992.

⁵ Peter Mario Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa. Studien zur Genese, Bedeutung und Funktion, Rumänien und der Balkanraum*, Berlin 2001 (Romanice, 9), S. 7 u. 12 u. 109-149.

⁶ Ebd., S. 149-154 u. 186-188; Harry A. Senn, *Were-Wolf and Vampire in Romania*, New York 1982, S. 23.

stammen die meisten der völlig gesicherten Erkenntnisse über den frühneuzeitlichen Vampirglauben aus dem Zeitraum zwischen dem Frieden von Passarowitz (1718) und dem Frieden von Belgrad (1739), als Österreich mit der Kleinen Walachei, größeren Teilen Serbiens und dem nördlichen Teil Bosniens vorübergehend eben jene Regionen besetzt hielt,⁸ in denen sich die neu installierte Militärverwaltung bald völlig unerwartet mit einem irritierenden Problem konfrontiert sah. Ebenso wenig kann es als Zufall betrachtet werden, dass das Quellenkorpus in der Hauptsache aus dem Bericht eines Kameralprovisors und den medizinischen Gutachten zweier Militärärzte besteht.⁹ Auch die übrigen Gewährsleute und Kolporteurs wiesen in der Regel einen militärischen Hintergrund auf.¹⁰ Die westeuropäische Entdeckung des Vampirs in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lässt sich insofern als Besatzungsphänomen bestimmen, an welchem die osmanische Verwaltung in Südosteuropa offenbar schon seit längerem in ähnlicher Weise laborierte wie die österreichische neuerdings in Serbien. Völlig gesichert ist dieser Befund aber nicht.¹¹

Bevor die Landesgrenze im Frieden von Belgrad wieder nordwärts an die Donau verlegt wurde, unterstanden sämtliche neu erworbenen Gebiete einer Militärverwaltung, die zentral von Wien aus gesteuert wurde. Betroffen waren hiervon neben dem Banat von Temesvar, dessen Besitz Österreich auch in der Folgezeit dauerhaft sichern konnte, noch das nördliche Serbien mit Belgrad und die Kleine Walachei, welche schon 1739 wieder an das Osmanische Reich abgetreten werden mussten. Neben militärpolitischen Erwägungen gaben vor allem fiskalische Motive den Ausschlag für die Reichsunmittelbarkeit. Mit den Eroberungen nach dem Karlowitzer Frieden, welche in Form großer Latifundien verschenkt worden waren, hatte die Regierung die schlechte Erfahrung gemacht, dass die Steuereingänge aus diesen Provinzen nur spärlich flossen. Diesen Fehler gedachte man in

⁷ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 19. Auch in der volkskundlichen Forschung besteht weitgehend Übereinstimmung darüber, dass die Ausprägung des Vampirglaubens, wie sie in Europa bekannt wurde, im südosteuropäischen Raum entstand, obschon sich hinsichtlich der genauen Lokalisierung einige Differenzen ergeben. Schroeder, *Vampirismus* (Anm. 1), S. 5 f.; Burkhart, *Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 3), S. 65 f.; Karen Lambrecht, *Wiedergänger und Vampire in Ostmitteleuropa – Posthume Verbrennung statt Hexenverfolgung?* in: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde* 37 (1994), S. 49-75, hier S. 49 f.

⁸ Vgl. dazu allg. Michael Hochedlinger, *Austria's Wars of Emergence. War, State and Society in the Habsburg Monarchy (1683-1797)*, London 2003, S. 83-86 u. 219-222.

⁹ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 43-54, Texte 1-3.

¹⁰ Ebd., S. 54-64, Texte 4-9.

Zukunft zu vermeiden.¹² Bereits 1718 wurde daher unter der Präsidentschaft des Prinzen Eugen eine aus Hofkammer und Hofkriegsrat besetzte sogenannte Neoacquistische Kommission gebildet.¹³

Die Kommission setzte die Verwaltungsbeamten und den Generalkommandanten ein und kommunizierte mit diesen ohne weitere Zwischeninstanzen. Der Generalkommandant, der zugleich als Präsident der Landesadministration amtierte, stand wiederum den Militärkommandanten in den einzelnen Distrikten vor.¹⁴ Es gab keine privaten Grundobrigkeiten. Der Kaiser fungierte zugleich als Landes- und Grundherr.¹⁵ Änderungen in Verfassung und Verwaltung waren allein seiner Regierung vorbehalten. Mit der Direktverwaltung der Gebiete durch die Wiener Zentralbehörden wurde gleichzeitig der

¹¹ Ebd., S. 18 u. 20 f. Die Vermutung liegt nahe, dass sich die osmanische Verwaltung allein aufgrund der länger dauernden Herrschaft in der fraglichen Region wesentlich ausführlicher als ihr österreichisches Pendant mit Vampirvorstellungen beschäftigen musste. Über die Inhalte und Ergebnisse einer solchen Auseinandersetzung ist jedoch nichts bekannt. Sie gehören neben der Haltung der orthodoxen Kirche zum Vampirismus zu den dringendsten Forschungsdesideraten. Einigermaßen sicher scheint zu sein, dass die osmanische Administration die Hinrichtung von Vampirleichen beaufichtigte. Ebd., S. 43-46, Text 1, Schreiben des Kameralprovisors Frombald (1725), hier S. 44. Gestützt wird dieser punktuelle Befund auch durch Tourneforts Bericht von einer Levantereise, der 1718 veröffentlicht wurde. Tournefort wurde nach eigenen Angaben 1701 auf Mykonos Augenzeuge einer Massenhysterie, die durch einen „wiederkehrenden Toten“ hervorgerufen worden sei. Schließlich sei der „Vroucolacas“ auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden. Ebd., S. 66-71, Text 11. Die Nachricht vom „Broukalakas“ oder „Brukolaken“ wurde von nachfolgenden Autoren als Paradebeispiel orthodoxen Aberglaubens in ihre Vampirtraktate und -anthologien integriert. Vgl. etwa Augustin Calmet, Gelehrter Verhandlung Zweyter Theil, Von denen so genannten Vampiren Oder zurückkommenden Verstorbenen in Ungarn, Mahren etc., Augsburg 1751, Vorrede und S. 106-114, Kap. XXXII, Ein Brucolak wird in Gegenwart des Herrn Tournefort aus dem Grab gezogen; Voltaire, Vampire, in: Sturm, Völker (Hrsg.), Von denen Vampiren oder Menschengaugern (Anm. 1), S. 483-489, hier S. 484 f. Im Gegensatz zu den älteren Autoren sieht Kreuter keine Verbindungen zwischen der christlichen Mystik der orthodoxen Hochreligion und dem Vampirglauben. Stattdessen geht er von einem religiösen Ritualdefizit bei Sterbebegleitung und Begräbnis aus, welches Raum für ältere oder neu entwickelte nichtchristliche Bräuche ließ, die dort angelagert werden konnten. Anders als beispielsweise Burkhart betrachtet er den Volksglauben aber nicht als Häresie oder Synkretismus, da dieser über keinen „theoretischen Unterbau“ verfüge und keine religiöse Praxis darstelle. Kreuter, Der Vampirglaube in Südosteuropa (Anm. 5), S. 114 u. 143-149 u. 193 f.; Burkhart, Vampirglaube in Südosteuropa, (Anm. 3), S. 65.

¹² Sonja Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat im 18. Jahrhundert, München 1967 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 17), S. 18.

¹³ Ebd., S. 13 f.

¹⁴ Kreuter, Der Vampirglaube in Südosteuropa (Anm. 5), S. 81; Erik Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbezirk 1765-1821, München 1988 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 33), S. 23 f.

¹⁵ Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen (Anm. 14), S. 24.

Einfluss des ungarischen Statthalters und der ungarischen Hofkanzlei ausgeschaltet, welche immerhin für sich in Anspruch nehmen konnten, dass der Banat zum alten Königreich Ungarn gehört hatte.¹⁶ Tatsächlich verfolgte die Errichtung einer Militärgrenze niemals nur militärische, sondern üblicherweise auch politische, wirtschaftliche, soziale und religiöse Interessen und stellte damit immer ein multifunktionales Projekt dar.¹⁷

Die gemischt militärisch-kamerale Verwaltung des Banats wurde erst 1751 durch eine zivile Landesadministration abgelöst, wobei allerdings die unmittelbaren Grenzdistrikte zunächst unter militärischer Verwaltung verblieben und die ehemaligen Banater Landmilizen in Grenzregimentern reorganisiert wurden.¹⁸ Auf entschiedene lokale Gegenwehr stieß die österreichische Zentralverwaltung in der Walachei, wo die örtlichen Hospodaren (Fürsten) die Tributpflichtigkeit und politische Abhängigkeit vom türkischen Sultan ihrer völligen und mit deutlich höheren Abgaben verbundenen Entmachtung durch den Kaiser vorzogen.¹⁹ Folgerichtig unterstützten viele Walachen im nächsten Türkenkrieg die osmanische Seite und trugen wesentlich dazu bei, das ‚österreichische System‘ nach vollzogenem Machtwechsel wieder unverzüglich zu beseitigen.²⁰ Der Zustand der neu eroberten Gebiete war desolat. Die Türkenkriege 1683-99 und 1717/19 hatten weite Landstriche entvölkert und verwüstet.²¹ Sowohl Österreicher als auch Osmanen hatten die Grenzdistrikte lange Zeit als Pufferzone behandelt, in denen während offizieller Friedenszeiten weiterhin informelle Kriegsoperationen und gegenseitige Überfälle stattfanden.²² Entsprechend wurde Ackerbau nur sehr einge-

¹⁶ Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 18 f.

¹⁷ Zur gewaltsamen Errichtung der siebenbürgischen Militärgrenze gegen den Widerstand von Landständen und Teilen der einheimischen Bevölkerung vgl. z. B. Carl Göllner, Die Siebenbürgische Militärgrenze. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1762-1851, München 1974 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 28), S. 21-33.

¹⁸ Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 319-324; Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 81; Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen (Anm. 14), S. 28-31.

¹⁹ Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 227 f. u. 229 f.; Art. Wallachey, in: Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, Bd. 46, Halle u. a. 1747, Sp. 1.618-1.624, hier Sp. 1.620 f. Zum osmanischen Dienstsysteem vgl. Kreuter, Der Vampirglaube in Südosteuropa (Anm. 5), S. 132 f.

²⁰ Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 230; Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 79.

²¹ Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen (Anm. 14), S. 24-26.

²² Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 84 u. 91 f. u. 229 f.; Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 17.

schränkt zur Selbstversorgung einer zahlenmäßig geringen und vergleichsweise mobilen Bevölkerung betrieben, deren männliche Mitglieder häufig als Wanderhirten lebten. Vielfach wurde Mais angepflanzt. Die meisten der landwirtschaftlich nutzbaren Flächen dienten der extensiven Viehzucht als Weideland.²³ Die dörflichen Siedlungen bestanden nicht selten aus Erdhütten, die mit geringem Aufwand an Arbeit und Material errichtet worden waren. Sie konnten im Notfall leicht verlassen und an einem anderen Standort neu errichtet werden.²⁴

Nach dem Frieden von Passarowitz unternahm die österreichische Administration jedoch ernsthafte Versuche, das Land im Sinne einer kameralistischen Wirtschaftspolitik zu entwickeln.²⁵ Nach der Landvermessung und kartographischen Aufnahme durch kaiserliche Ingenieure bemühte sie sich intensiv um deutsche Kolonisten aus dem Reichsgebiet, denen Reisegeld, dreijährige Steuerfreiheit und unentgeltliche Zuweisung von Grundstücken zugesichert wurde. Katholiken wurden bevorzugt im Banat angesiedelt, während Protestanten nur im multikonfessionellen Transsylvanien toleriert wurden. Gemäß dem Vorbild der Ansiedler sollte auch die einheimische serbische und walachische Bevölkerung allmählich von der extensiven Weidewirtschaft zur intensiven Feldwirtschaft übergehen.²⁶ Die offiziellen Anstrengungen zur Hebung der Feldwirtschaft und zur Einführung einer exportorientierten Getreideproduktion führten ebenso wie die Privilegien und die bewusste Bevorzugung der Kolonisten zu Konflikten mit der lokalen Bevölkerung und teilweise auch zum Widerstand der vormaligen Landbesitzer.²⁷

²³ Ebd., S. 29 f.; Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen (Anm. 14), S. 26.

²⁴ Ebd., S. 35.

²⁵ Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 16 f.

²⁶ Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 228 f.; Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 21-24; Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen (Anm. 14), S. 26-28.

²⁷ Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence (Anm. 8), S. 229 f.; Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 37. Das durchgängig negative Bild der einheimischen Bevölkerung, das die Haltung der österreichischen Militärverwaltung charakterisierte, bestimmte in der Folgezeit auch die Einschätzungen der Forschung. Bereits im Zedler war nachzulesen, dass das Land „vortreffliches Korn“ zu liefern imstande wäre, „wenn die Einwohner selbiges recht zu bauen nicht zu faul wären.“ Art. Wallachey, in: Zedler, Universal-Lexicon (Anm. 19), Bd. 46 (1747), Sp. 1.620, Art. Wallachisches Korn, in: Ebd., Sp. 1.625 f. Noch Sonja Jordan ging davon aus, dass der vorbildliche Einfluss der Deutschen auf Raitzen und Wallachen kaum überschätzt werden könne, da die „primitive einheimische Bevölkerung“ zu fortschrittlicheren Wirtschaftsmethoden erzogen werden musste. Jordan, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat (Anm. 12), S. 28-30.

Außer den Deutschen wurden zur Populierung des Landes auch serbische und bulgarische Siedler aus den Nachbarländern angeworben, denen allerdings nur zwei steuerfreie Jahre bewilligt wurden.²⁸ Prinz Eugen hatte unverzüglich nach Bildung der Neoacquistischen Kommission einen seiner Offiziere, Claudius Florimund Graf von Mercy d'Argenteau, zum kommandierenden General für den Banat und die Walachei ernannt.²⁹ Seit 1724 bemühte sich Mercy um die Errichtung einer unbesoldeten Landmiliz, die 1726 mit kaiserlicher Zustimmung zunächst aus serbischen Einwanderern vom türkischen Gebiet gebildet wurde. Mit Serben (damals oft Raitzen genannt), die 1690 unter dem Patriarchen Arsenije Crnojeviæ über die Donau gezogen waren, hatte die Wiener Verwaltung bereits gute Erfahrungen gemacht. Deshalb erschienen sie im besonderen Maße für die Neubesiedlung der nun eroberten Gebiete geeignet.

Die Banater Miliz umfasste 4.200 Mann zu Pferd und zu Fuß, welche in 21 Schanzen und Ortschaften untergebracht wurden. Die Angehörigen der Miliz erhielten anstelle eines Soldes unentgeltlich Grundstücke zur Nutznießung zugeteilt. Dafür verpflichteten sich die Grenzer, in Friedenszeiten den Kordon zu bewachen und im Kriegsfall Militärdienst ohne Rücksicht auf Zeit und Ort zu leisten.³⁰ Die neu angesiedelten griechisch-orthodoxen Bevölkerungsgruppen erwiesen sich bald als „disponierte Opfer des serbischen Vampirismus“. Zwischen 1724 und 1760 ereigneten sich zahlreiche Vampirvorfälle, bei denen überwiegend Millizionäre den Blutsaugern zum Opfer fielen.³¹ Zum kommandierenden General für Serbien und Bosnien wurde 1719 der Gouverneur der Festung Belgrad, Carl Alexander Prinz von Württemberg, bestellt.³²

Während dessen achtzehnjähriger Amtszeit wurde sein Zuständigkeitsbereich zum Schauplatz von insgesamt vier Vampirkandalen. In den Zwanzigerjahren wurde Possega in Slawonien von Vampiren heimgesucht, 1725 meldete der Kameralprovisor von Gradiska an der Save die Exhumierung und Exekution eines Toten im slawonischen Kisolova, 1732 grassierte die

²⁸ Ebd., S. 25 Anm. 14.

²⁹ Hochedlinger, *Austria's Wars of Emergence* (Anm. 8), S. 228; Jordan, *Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat* (Anm. 12), S. 19 f.

³⁰ Roth, *Die planmäßig angelegten Siedlungen* (Anm. 14), S. 27-29; vgl. dazu allg. Hochedlinger, *Austria's Wars of Emergence* (Anm. 8), S. 90 f.

³¹ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 19 f. Zur Disposition der griechisch-orthodoxen Bevölkerung zum Vampirglauben vgl. auch Art. *Vampyren, oder Blutsauger*, in: Zedler, *Universal-Lexicon* (Anm. 19), Bd. 46 (1745), Sp. 474-482, hier Sp. 477-479.

³² Hochedlinger, *Austria's Wars of Emergence* (Anm. 8), S. 229.

Vampirseuche zunächst im serbischen Medwegya an der Morava und ein Jahr später im benachbarten Kucklina.³³

Die Neoacquistische Kommission in Wien erhielt im Sommer 1725 erstmals Kenntnis von dem merkwürdigen Phänomen, weil der örtliche Kameralprovisor nicht ganz sicher war, sich im vorliegenden Fall korrekt verhalten zu haben, und deshalb um Rückversicherung nachsuchte. In seinem Brief berichtete Frombald von einer Serie seltsamer Todesfälle, mit deren Klärung er in Belgrad beauftragt worden war. In Kisolova seien binnen einer Woche neun Dorfbewohner plötzlich gestorben. Die übrigen Untertanen hätten daraufhin einen kurz zuvor verschiedenen und nach orthodoxem Ritus beerdigten Mann namens Peter Plogojovic verdächtigt, die jüngst Gestorbenen im Schlaf aufgesucht und erwürgt zu haben. Peters Witwe habe zudem ausgesagt, dass ihr Mann zu ihr gekommen und seine Schuhe gefordert habe, um sich in ein anderes Dorf begeben zu können.

Die Dorfbewohner hätten danach resolviert, das Grab des mutmaßlichen Vampyri zu öffnen. Wie schon „unter türckischen Zeiten geschehen“, habe man den Vorfall melden und die Obduktion in Gegenwart eines Vertreters der weltlichen Obrigkeit und des zuständigen Gradisker Popen durchführen wollen. Nach Frombalds eigenen Worten war „[...] der Körper außer der Nasen, welche etwas abgefallen, gantz frisch; Haar und Bart, ja auch die Nägel, wovor die alte hinweg gefallen, an ihme gewachsen; die alte Haut, welche etwas weißlicht war, hat sich hinweg geschellet, und eine frische neue darunter hervor gethan; das Gesicht, Hände und s. v. Füsse, und der gantze Leib waren beschaffen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht hätten vollkommener seyn können. In seinem Mund hab nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblickt, welches, der gemeinen Aussag nach, er von denen, durch ihme umgebrachte, gesogen.“ Nachdem er seine Verwunderung darüber zum Ausdruck gebracht hatte, dass der Körper keinen Totengeruch verströmt hatte, erzählte der Kameralprovisor noch von der Pfählung und Verbrennung der Leiche.³⁴ Frombalds Bericht enthielt keine Erklärung für das merkwürdige Phänomen, dessen Augenzeuge er in amtlicher Funktion geworden war, noch den Versuch einer solchen. Für die Vorstellung vom blutsaugenden Wiedergänger brachte er nur mäßiges Interesse auf. Auch in Wien beschäftigte man sich nicht allzu intensiv mit dem Vampirglauben.³⁵ Das Schreiben hatte zwar noch ein kurzes administratives Nachspiel zur Folge –

³³ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 20.

³⁴ Ebd., S. 43-45, Text 1, Schreiben des Kameralprovisors Frombald (1725).

³⁵ Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 82.

immerhin handelte der Bericht von der potentiell illegalen Hinrichtung eines Toten – aber bezeichnenderweise wurde der ganze Vorgang unter dem Namen Peter Plogojovic geführt und kurz darauf zu den Akten gelegt.³⁶

Im Herbst 1731 schien sich zunächst alles an einem anderen Ort zu wiederholen. Die Einwohner des Dorfes Medvegja an der Morava, unter ihnen auch Heiducken der Milizkompanie von Stalæ, zeigten beim zuständigen Kommandanten der kaiserlichen Armee, Obristleutnant Schnezzer, den plötzlichen Tod von dreizehn Personen an, die innerhalb von sechs Wochen unter merkwürdigen Begleitumständen verstorben waren. Schnezzer befürchtete zunächst eine Seuche und beorderte den in der Nähe stationierten Contagions-Medicus Glaser nach Medvegja, um die Vorfälle zu untersuchen.

Glaser selbst berichtete, dass er dort am 12. Dezember eingetroffen sei, die Dorfbewohner untersucht und ihre Häuser inspiziert habe. Dabei habe er keine Anzeichen einer ansteckenden Krankheit entdecken können. Für die geschilderten Beschwerden machte der Medicus die landesübliche Fehlnahrung und die „Räzischen Fasten“ verantwortlich.³⁷ Weitere Nachfragen Glasers hatten jedoch ergeben, dass die Bewohner „Vambyres oder Bluthseiger“ für die mysteriösen Todesfälle verantwortlich machten. Gemeinsam mit den ihn begleitenden Offizieren versuchte der Arzt daraufhin, den Leuten ihre Vorstellungen auszureden. Weil die Dorfbewohner jedoch starrsinnig auf ihrem Aberglauben bestanden und mit dem Verlassen des Dorfes drohten, ließ Glaser schließlich die ihm bezeichneten Gräber öffnen und untersuchte insgesamt sechzehn Leichen. Bei zehn Toten stellte er zu seinem eigenen Erstaunen keine oder kaum Anzeichen für einen Verwesungsprozess fest, obwohl sie seiner Meinung nach schon längst hätten verwest sein müssen. Nach einer detaillierten Darstellung der Obduktionsbefunde been-

³⁶ Schroeder, Vampirismus (Anm. 1), S. 43-45.

³⁷ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 46-49, Text 2, Bericht des Contagions-Medicus Glaser an die Jagodiner Kommandantur (1732), hier S. 46. Glasers Krankheitsanalyse war nicht sonderlich originell, sondern stand im Einklang mit den zeitgenössischen medizinischen Theorien. Entsprechend gelangte einer seiner Kollegen, der Banater Regimentschirurg und Wundarzt Georg Tallar, bei einem anderen Vampirfall zu einem vergleichbaren Ergebnis. Ebd., S. 10 f. u. 31 u. 112-160, Text 12, Aus dem „*Visum repertum*“ Tallars, hier S. 144 f.; Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 93. Die strengen orthodoxen Fastenregeln, die dazu führten, dass sich die Bevölkerung zusammengerechnet fast ein Drittel des Jahres allein von „Brod, Knoblauch, Zwiebeln und Fischen“ ernährte, faszinierten westkirchliche Betrachter, die solche Praktiken gleichermaßen als ungesund und unvernünftig einschätzten. Art. Wallachey, in: Zedler, *Universal-Lexicon* (Anm. 19), Bd. 46 (1747), Sp. 1623.

dete Glaser seinen Bericht schließlich mit der Bitte, „eine Execution nach Guttachten, dises Malum abzuwenden“, zuzulassen. Obristleutnant Schnezzer sandte das ärztliche Gutachten an das Oberkommando nach Belgrad weiter.³⁸ Dort war der zuständige Gouverneur gerade abwesend und Interimskommandant Botta d'Adorno ordnete angesichts einer so gravierenden Entscheidung³⁹ zunächst eine zweite Untersuchung der Leichen an, die auch am 7. Januar 1732 stattfand. Offensichtlich stattete er seinen medizinischen Sachverständigen aber gleichzeitig mit umfangreichen Befugnissen aus, da dieser abschließend die Exekution der mutmaßlichen Vampire gestattete. Dem Untersuchungskommando stand diesmal der Regimentsfeldscher Johann Flückinger vor, der knapp drei Wochen nach seinem Besuch in Medvegya jenen Bericht verfasste, der den Vampirglauben schlagartig in ganz Europa bekannt machte.

Nach Schroeder und Kreuter waren hierfür vor allem die literarischen Qualitäten der Schrift, d. h. ihre gute Formulierung und der logische Aufbau, sowie die Tatsache verantwortlich, dass Flückinger dem Vampirglauben großen Platz einräumte, wo seine Vorgänger gerade einmal knapp den Namen des angeblichen Monsters erwähnt hatten.⁴⁰ Dem Bericht waren deshalb eine Fülle von bis dahin unbekanntem Details zu den Hintergründen des Volks-

³⁸ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 46-49, Text 2, Bericht des Contagions-Medicus Glaser.

³⁹ Die Bedenken der österreichischen Administration, die Hinrichtung von Leichen (wie es zunächst hartnäckig hieß) zuzulassen, reflektierten das eigene Rechtssystem, bei dem der Tod keineswegs das Ende der Bestrafung markierte. Die spiegelnde, rächende, abschreckende und zugleich reinigende Zielsetzung der Strafe konnte es beispielsweise sinnvoll erscheinen lassen, die Körper von Selbstmördern vor das Gericht zu schleifen, sie dort abzuurteilen und anschließend aufs Rad zu flechten. In Ausnahmefällen wurden auch Leichen exhumiert, um sie vor Gericht zu stellen. Die Verbrennung galt innerhalb dieses Normensystems als schrecklichste Reinigungsstrafe, weil sie zur völligen Vernichtung und Auslöschung der Verurteilten führte und ihnen selbst eine unehrliche Erdbestattung vorenthielt. Entsprechend war ein solches Prozedere an die Einhaltung juristischer Formalitäten geknüpft. Richard van Dülmen, *Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit*, München 1985, S. 125 f. u. 141; Jürgen Martschukat, *Inszeniertes Töten. Eine Geschichte der Todesstrafe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert*, Köln u. a. 2000, S. 24 f. Die Pfählung und Verbrennung der Vampirleichen bedeutete nach österreichischem Recht einen doppelten Formfehler. Einerseits sah die Carolina das Blutsaugen nicht als Delikt vor, weshalb Vampirismus eigentlich nicht prozessfähig war, andererseits genügte das örtliche Verfahren auch in formaler Hinsicht nicht den rechtlichen Vorgaben. Die Militärverwaltung sah sich vor diesem Hintergrund offensichtlich genötigt zu improvisieren. Botta d'Adorno wollte seine Entscheidung offensichtlich durch ein zweites medizinisches Gutachten absichern lassen.

⁴⁰ Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 82-85; Schroeder, *Vampirismus* (Anm. 1), S. 45-56.

glaubens zu entnehmen. Vor allem registrierte der Feldscherer sorgfältig die Deutungsmuster der Dorfbevölkerung, ohne diese, anders als Glaser, vordergründig als Aberglauben zu verbuchen und sofort mit eigenen Erklärungen aufzuwarten.

Nach Meinung der Betroffenen hatte die Vampirepidemie ihren Anfang mit einem Heiducken namens Arnont Paule genommen, der sich fünf Jahre zuvor beim Sturz vom Heuwagen den Hals gebrochen hatte. Paule habe im Vorfeld verlauten lassen, „daß er bei Cossowa in dem Türckischen Servien von einem Vampyren geplagt worden sey.“ Er habe seinen Verfolger dadurch abgeschüttelt, dass er von der Erde des Vampirgrabes gegessen und sich mit dessen Blut beschmiert habe. Etwa einen Monat nach Arnont Paules Unfalltod hätten sich vier Todesfälle ereignet. Man habe daraufhin die Leiche des Heiducken exhumiert und diese tatsächlich im „Vampyrenstand“ befunden.

Obwohl man sowohl Paule als auch seine Opfer sofort gepfählt und anschließend verbrannt habe, habe sich die Seuche fortpflanzen können, weil der Vampir nicht nur den Menschen das Blut ausgesaugt,⁴¹ sondern auch das Vieh angegriffen habe. Die Dorfbewohner, welche das Fleisch dieser Tiere genutzt hätten, hätten sich ebenfalls in Vampire verwandelt und seien nun für die aktuellen Todesfälle verantwortlich zu machen. Erst nach dieser ausführlichen Vorgeschichte schilderte Flückinger die Öffnung der Gräber und die anschließende Begutachtung der Leichen. Nach der Visitation seien den mutmaßlichen Vampiren der Kopf durch „dasige Zigeuners herunter geschlagen“ worden. Daraufhin seien die Toten eingäschert und die Asche in den Fluss Morova geworfen worden. Die verwesenden Leiber seien ordnungsgemäß wieder in ihren früheren Gräbern bestattet worden.⁴²

⁴¹ Das moderne, literarisch und filmisch überformte Vampirbild entspricht in der Regel nicht den ursprünglichen Vorstellungen des Volksglaubens. Die vormodernen Vampire Südosteuropas besaßen kein ausgeprägtes Gebiss und keine spitzen Fangzähne, konnten aber nahezu jede beliebige Gestalt (sowohl von Tieren als auch von Gegenständen) annehmen. Meistens schlugen sie keine Wunden und saugten nicht physisch Blut, sondern entzogen ihren Opfern durch bloße räumliche Nähe auf magischem Wege die Lebensenergie – und zwar ganz ohne zuzubeißen. Ihr Saugen hinterließ zwar „blaulichte Mahlzeichen“, diese konnten sich aber an jeder beliebigen Stelle des Körpers befinden. Sofern sie tatsächlich handgreiflich wurden, vergewaltigten sie Frauen oder erwürgten, wie auch Peter Plogojovic von seinen ehemaligen Nachbarn unterstellt worden war, nachts Männer im Schlaf. Die „servischen“ Wiedergänger zeigten sich durch Sonnenlicht gänzlich unbeeindruckt und fürchteten sich vor allem vor Wasser, weshalb nicht wenige Friedhöfe auf Inseln angelegt wurden. Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 28-32 u. 37-57 u. 97 u. 99 u. 150 u. 164-170; Schürmann, *Nachzehrerglauben* (Anm. 3), S. 129-135.

Auch nach diesem Vorfall legte die Wiener Zentrale die Angelegenheit relativ schnell zu den Akten. Doch zu diesem Zeitpunkt war längst eine Debatte in Gang gekommen, die das gesamte gelehrte Europa beschäftigte. Noch im Januar 1732 hatte der Contagions-Medicus Glaser einen Brief an seinen Vater, den Wiener Arzt Johann Friedrich Glaser geschrieben und ihm auch eine Zusammenfassung des offiziellen Untersuchungsberichts übersandt, der an die Neoacquistische Kommission gegangen war. Das Interesse seines Vaters war nicht nur medizinischer, sondern auch journalistischer Natur. Johann Friedrich Glaser war nämlich Korrespondent des *Commercium Litterarium*.

Anfang Februar setzte er die Redaktion in Nürnberg von den Ereignissen in Medvegya in Kenntnis. Dieser Brief, der ebenso wie die daran anschließenden Berichte ab März von der Zeitschrift abgedruckt wurde, lenkten die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf die seltsamen Vorgänge in Serbien. Noch 1732 erschienen vierzehn Vampirtraktate, die sich allerdings meistens auf die Vorgängerberichte stützten und deshalb inhaltlich wenig Neues zu bieten hatten.⁴³ Anders als für die österreichische Militärverwaltung, die ganz pragmatisch mit dem von ihren osmanischen Vorgängern übernommenen Problem der Beaufsichtigung von Leichenexekutionen umgehen musste, stellte der Vampirglaube für die europäische Gelehrtenwelt eine intellektuelle Herausforderung dar. Hier galt es, den Aberglauben einzuordnen, zu systematisieren und zu erklären. Relativ schnell erinnerte man sich daher der „schmatzenden Toten“, die während Seuchenzügen auch in anderen europäischen Regionen für das große Sterben verantwortlich gemacht worden waren.⁴⁴ Augustin Calmet trug schließlich im internationalen Vergleich auch Berichte von zurückkehrenden Toten aus England, Lappland und sogar Peru in seiner Abhandlung zusammen.⁴⁵

Im Zentrum des frühaufgeklärten Vampirdiskurses stand nie die Frage, ob der „servische Vampyr“ eine Tatsache sei. Es wurden immer nur unterschiedliche Ansätze diskutiert, wie der dortige Volksglaube rational zu erklä-

⁴² Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 49-54, Bericht des Regimentsfeldschers Flückinger an die Belgrader Oberkommandantur (26.1.1732).

⁴³ Die aufgeklärte Debatte ist bereits so ausführlich behandelt worden, dass an dieser Stelle auf eine ausführlichere Darstellung verzichtet werden kann. Schroeder, *Vampirismus* (Anm. 1), S. 74-114; Gábor Klaniczay, *Der Niedergang der Hexen und der Aufstieg der Vampire im Habsburgerreich des achtzehnten Jahrhunderts*, in: Ders., *Heilige, Hexen, Vampire. Vom Nutzen des Übernatürlichen*, Berlin 1991, S. 73-97 u. 112-115, hier S. 85-91; Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 7 f. u. 22 u. S. 54 f., Text 4; Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 85 u. 95 f.; Ruhnert, *Sexualität Macht Tod/t* (Anm. 1), S. 6f.

ren sei. Die meisten zeitgenössischen Stimmen deuteten den nächtlichen Überfall eines Vampirs als ein dem Alpdruck verwandtes Phänomen, das unter anderem auch durch die landesübliche falsche Ernährung beeinflusst war. Diesem angsteinflößenden Alpdruck maß man eine tödliche Schockwirkung bei. Als weitere Möglichkeit kam die verheerende Wirkung einer „contagieusen“ Krankheit in Betracht. In diesem Fall hielt man die vermeintliche Attacke des untoten Angreifers kurzerhand für das Phantasieprodukt eines bereits tödlich erkrankten Menschen.⁴⁶

Für die österreichischen Besatzungstruppen stellte der Wiedergänger in seiner südosteuropäischen Ausprägung zunächst eine völlig neue, exotische Erfahrung fern jeder Wissenschaft dar. Relativ schnell wurden daher die medizinischen Gutachten durch wüste Erzählungen aus zweiter Hand und vom Hörensagen ergänzt, die sich um so phantastischer ausnehmen, je mehr Zeugen zu ihrer Bestätigung aufgerufen wurden.⁴⁷ Nahe der ungarischen Grenze wollte beispielsweise ein einquartierter Soldat erlebt haben, dass während des gemeinsamen Abendessens ein unbekannter Mann hereingetreten sei und sich zu ihnen an den Tisch gesetzt habe. Während der Soldat sich nichts weiter dabei gedacht habe, hätten sich sein Hauswirt und alle übrigen Anwesenden heftig erschrocken. Am nächsten Tag sei der Hausherr tot gewesen und man habe dem Soldaten erzählt, dass es sich bei dem Fremden um den vor zehn Jahren verstorbenen und begrabenen Vater des Toten gehandelt habe, der als Vampir zurückgekehrt sei und den Tod seines Sohnes verursacht habe. Das Regimentsgericht habe daraufhin eine offizielle Untersuchung anberaunt. Diese habe ergeben, dass der Wiedergänger insgesamt dreimal zur Essenszeit nach Hause gekommen sei und außer seinen Sohn auch seinen eigenen Bruder und einen Knecht umgebracht habe. Als der

⁴⁴ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 97-106, Text 1, und S. 168-184, Text 16; Art. *Vampyren, oder Blutsauger*, in: Zedler, *Universal-Lexicon* (Anm. 19), Bd. 46 (1745), Sp. 474-482, hier Sp. 474; Art. *Toden* (Schmatzen der), in: Zedler, *Universal-Lexicon* (Anm. 19), Bd. 44 (1745), Sp. 664-668. Tatsächlich sind auch in West- und Nordeuropa verschiedene Varianten des Nachzehrer- und Wiedergängerglaubens nachzuweisen, diese waren aber in der Regel spätestens im 17. Jahrhundert unterdrückt und durch andere Deutungsmuster abgelöst worden. Vor allem die Reformatoren hatten viel Energie darauf verwendet, den Nachzehrer glauben durch ein rigides Teufelskonzept zu ersetzen. Schürmann, *Nachzehrer glauben* (Anm. 3), S. 43-58 u. 75-79.

⁴⁵ Calmet, *Von denen so genannten Vampiren* (Anm. 11), S. 67-74, Kap. XVII-XX.

⁴⁶ Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 81-86. Siehe auch oben, Anm. 37.

⁴⁷ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 58-60, Text 7, Brief des Hauptmanns von Beloz an Saint-Urbain (um 1740).

Feldscherer daraufhin bei der Öffnung des Grabes eine frische Leiche vorgefunden habe, die, obwohl sie zehn Jahre im Boden gelegen habe, keine Spuren der Verwesung gezeigt habe, habe der Regimentschef die Enthauptung des Vampirs angeordnet. Seinen Opfern seien grobe Nägel durch die Schläfen geschlagen worden, um zu verhindern, dass sie ebenfalls vom Friedhof zurückkehrten.⁴⁸

Der Unterhaltungswert dieser Gruselgeschichte ist ebenso offensichtlich wie die dramaturgische Pointe, dass die öffentliche Ordnung im Dorf nur durch den beherzten militärischen Zugriff wiederhergestellt werden konnte. Im Übrigen geben sich die Erzählungen und Anekdoten merkwürdig distanzieren. Die österreichischen Besatzer agierten in den Vampirdramen lediglich als teilnehmende Zuschauer und fühlten sich durch das Beuteschema der Blutsauger auch nicht wirklich selbst bedroht. Vergleichbares scheint für die deutschen Kolonisten gegolten zu haben, deren Existenz zwar auch durch Seuchen, klimatische Unbilden, Hochwasser, räuberische Überfälle und Kriegshandlungen im höchsten Grade gefährdet war,⁴⁹ die aber in der Regel nicht von Vampiren heimgesucht wurden. Es erscheint sogar fraglich, inwieweit sie von den Dramen, die sich in ihrer Nachbarschaft abspielten, überhaupt etwas mitbekamen.

Der „Vampyrus Serviensis“ teilt in dieser Hinsicht die Gesellschaft anderer Ungeheuer, welche die Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei, dem Bekannten und Bedrohlichen bevölkern.⁵⁰ Im Zuge der westlichen Expansion hatten Europa schon zahlreiche Abenteuerberichte erreicht, deren Akteure anschließend wie Amazonen⁵¹ und Kannibalen⁵² die Phantasie der Daheimgebliebenen und die Alpträume der Entdecker und Eroberer beflügelten. Anders als bei den lateinamerikanischen Berichten wurden im Falle

⁴⁸ Ebd., S. 60-62, Text 8, Erzählung des Grafen Cabrera (gehört 1730).

⁴⁹ Hochedlinger, *Austria's Wars of Emergence* (Anm. 8), S. 229; Jordan, *Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat* (Anm. 12), S. 21.

⁵⁰ Ulrich Magin, *Trolle, Yetis, Tatzelwürmer. Rätselhafte Erscheinungen in Mitteleuropa*, München 1993, S. 37.

⁵¹ Eberhard Schmitt (Hrsg.), *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 2: *Die großen Entdeckungen*, München 1984, S. 421-428, Nr. 85, Orellana fährt den Amazonas hinab: Kampf mit den Amazonen (1542); Ralph-Rainer Wuthenow, *Der Reisende als ‚Geschichtsschreiber der Natur‘. Südamerikanische Reisen*, in: Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), *Mythen der Neuen Welt. Zur Entstehungsgeschichte Lateinamerikas*, Katalog zur Ausstellung des zweiten Festivals der Weltkulturen, Berlin 1982, S. 236-244, hier S. 237.

⁵² Annerose Menninger, *Die Macht der Augenzeugen. Neue Welt und Kannibalen-Mythos, 1492-1600*, Stuttgart 1995 (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, 64), S. 117 u. 251-253.

der Vampire jedoch keine Bezüge zur klassischen Antike hergestellt und Letztere sogar ganz bewusst ausgeschlossen. Die blutsaugenden Lamien und Empusen galten ganz ausdrücklich nicht als seine nahen Verwandten.⁵³

Hierbei mag sowohl die deutlich gewachsene kritische Distanz gegenüber der antiken Sagenwelt, welche noch die Wahrnehmung der Schriftsteller des 16. Jahrhunderts geprägt hatte,⁵⁴ als auch das Bemühen am Werke gewesen sein, der orthodoxen Kirche die Verantwortung für den Aberglauben zuzuschieben. Für Augustin Calmet war der Sachverhalt eindeutig. Er hielt es praktisch für ausgeschlossen, dass die „sonst so scharfsinnigen“ alten Griechen sich durch eine so seltsame Einbildung hätten blenden lassen. Das Auftauchen der neugriechischen Brucolaken bewertete er als Indiz für den Zerfall der Wissenschaften, welcher erst den Raum für den Aberglauben geschaffen habe. Der orthodoxen Kirche warf er vor, nichts gegen dumme Unwissenheit, angewöhnten Wahn, Irrtum, Furcht und Einbildung unternommen zu haben.⁵⁵ Für die zeitgenössische Wissenschaft markierte der Vampir daher nicht nur die Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei, sondern auch jene zwischen Aufklärung und Unvernunft.

Für die von den Blutsaugern heimgesuchten Millizionäre stellte sich die Sachlage völlig anders dar. In ihren Dörfern wurde der Vampirismus nicht als ordnungspolitisches Problem, sondern als lebensbedrohliche Tatsache begriffen. Wie sehr sich die Wahrnehmung des erschreckenden Phänomens den Erwartungen und der Kultur der Augenzeugen unterordnete,⁵⁶ lässt sich am Beispiel der Zeugenaussagen exemplifizieren, welche Eingang in die bereits erwähnten medizinischen Gutachten fanden. Peter Kreuter hat darauf aufmerksam gemacht, dass Glaser seine Untersuchungen vom 12.

⁵³ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 18. Calmet betrachtet die Lamia beispielsweise als Hexe und nicht als blutsaugenden Wiedergänger. Calmet, *Von denen so genannten Vampiren* (Anm. 11), Vorrede und S. 60. Der restriktive Ausschluss erscheint auch deshalb bemerkenswert, weil neuere Vergleiche die typologische und assoziative Nähe von Lamia und Vampir betonen. Nicht nur das Grundmotiv, sondern auch eine Reihe von apotropäischen Details seien „bis in unsere Zeit im slawischen und griechischen Volksglauben zu treffen.“ Dieter Sturm, *Literarischer Bericht*, in: Sturm, *Völker* (Hrsg.), *Von denen Vampiren* (Anm. 1), S.534-581, hier S. 537.

⁵⁴ Alexander von Humboldt, *Südamerikanische Reise*, Berlin 1979, S. 373; Magin, *Trolle, Yetis, Tatzelwürmer* (Anm. 50), S. 11.

⁵⁵ Calmet, *Von denen so genannten Vampiren* (Anm. 11), Vorrede und S. 227. Siehe auch oben, Anm. 11.

⁵⁶ Diese Beobachtung beschränkt sich nicht exklusiv auf Vampire, sondern gilt für sämtliche Berichte von ungewöhnlichen Phänomenen. Immer werden die erlebten Erscheinungen der herrschenden Mode ihrer Zeit entsprechen. Vgl. Magin, *Trolle, Yetis, Tatzelwürmer* (Anm. 50), S. 11.

Dezember 1731 beim Grab einer Frau namens Miliza aufgenommen hatte. Die Dorfbewohner beschrieben sie als fünfzigjährige Frau, die erst vor sechs Jahren von der türkischen Seite ins Dorf gezogen war. Sie habe „allezeit nachbahrlich gelebet“.

Binnen eines Monats hatte sich das Bild der ehemaligen Nachbarin grundlegend gewandelt und weiter an die unheimlichen Vorgänge angepasst. Als Flückinger am 7. Januar 1732 die zweite Untersuchung durchführte, war aus Miliza eine zehn Jahre ältere sechzigjährige Frau geworden, die schon immer im Dorf gewohnt hatte und seit ihrer Jugend bekannt gewesen sei. Da sie das Fleisch von Schafen gegessen habe, die „von denen vorhergehenden Vampyren umgebracht worden,“ gaben ihr die Dorfbewohner eine erhebliche Schuld am Wiederaufleben des Vampirismus.⁵⁷ Gleichwohl ist Milizas Fall gerade deshalb typisch, weil sie zu den Neusiedlern gehörte, die einen Sonderstatus genossen und mit ihrem Wohnumfeld nicht seit Generationen vertraut waren. Die Drohung von Dorfbewohnern gegenüber der österreichischen Administration, Haus und Gut wieder zu verlassen, sofern nichts gegen den Vampir unternommen werde,⁵⁸ war jedenfalls durchaus ernst zu nehmen und spiegelte nicht nur die Ängste der Bevölkerungspolitik wider. Warum allerdings die Blutsauger vorzugsweise die neu angesiedelten, tendenziell mobilen und weniger die alteingesessenen orthodoxen Bevölkerungsgruppen heimsuchten, ist zum jetzigen Zeitpunkt noch völlig ungeklärt.

Bei der Analyse afrikanischer Vampirismuskonzepte, die in den 1910er und 1920er Jahren aufkamen, ist Luise White zu dem Ergebnis gelangt, dass Afrikaner die Konflikte und Problematiken des ökonomischen Wandels in den Kolonialgesellschaften in Gerüchten verarbeiteten, in denen die afrikanischen Mitarbeiter der Kolonialverwaltung oder von Missionaren als Blutsauger dargestellt wurden.⁵⁹ Ihr Deutungsvorschlag zielt darauf ab, dass in den Vampirbeschuldigungen letztlich ökonomische Ungleichgewichte und Austauschbeziehungen thematisiert wurden.⁶⁰ Ohne das Beispiel überzustrapa-

⁵⁷ Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa* (Anm. 5), S. 158 f.; Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 47, Text 2, Bericht des Contagions-Medicus Glaser, und S. 51 f., Bericht des Regimentsfeldschers Flückinger an die Belgrader Oberkommandantur (26.1.1732).

⁵⁸ Hamberger, *Mortuus non mordet* (Anm. 4), S. 44, Text 1, Schreiben des Kameralprovisors Frombald.

⁵⁹ Luise White, *Cars out of Place. Vampires, Technology, and Labor in East and Central Africa*, in: Frederick Cooper, Ann Laura Stoler (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley u. a. 1997, S. 436-460, hier S. 450. Für den Hinweis auf die afrikanischen Studien und die Diskussion danke ich Christoph Marx.

zieren, da sich die afrikanischen Vorstellungen inhaltlich deutlich von den südosteuropäischen Konzepten des 18. Jahrhunderts abheben,⁶¹ erscheint die Perspektive doch anregend. Immerhin unterliegt auch das südosteuropäische Vampirkonzept dem Prinzip einer Summenkonstanz, der die Vorstellung vom Anwachsen einer Gütermenge nicht vertraut ist. Analog wird der Zugewinn des einen notwendigerweise als Verlust des anderen interpretiert. Auch Gesundheit erscheint als begrenztes Gut, weshalb ein Blutverlust schnell als Dauerverlust angenommen wird.⁶² Was der Blutsauger an illegitimer, unerklärlicher Lebenskraft besaß, musste er bei einer an Summenkonstanz orientierten magischen Denkweise seinen Opfern gewaltsam geraubt haben. Abschließend kann daher die Hypothese gewagt werden, dass sich auch in den Vampirfällen des Banats, Ungarns, Serbiens und der Walachei die Konflikte, die soziale Ungleichheit und der ökonomische Wandel der Militärgrenze spiegelten. Ob und in welcher Weise solche Zusammenhänge bestanden, gilt es noch herauszufinden.

⁶⁰ Luise White, Vampire Priests of Central Africa. African Debates about Labor and Religion in Colonial Northern Zambia, in: *Comparative Studies in Society and History* 35 (1993), S. 747-772, hier S. 764-770.

⁶¹ Die zentrale Differenz ist dadurch gegeben, dass es sich bei den afrikanischen „Vampiren“ üblicherweise nicht um untote Wiedergänger, sondern um lebende schwarze Männer handelte, die im Dienst von weißen Männern arbeiteten. Ihnen wurde unterstellt, dass sie im Auftrag und unter Anleitung ihrer Arbeitgeber andere Afrikaner überfielen und ihnen das Blut aussaugten. White, *Cars out of Place* (Anm. 59), S. 436.

⁶² Grundlegend zum Prinzip der Summenkonstanz: Rainer Walz, *Hexenglaube und magische Kommunikation im Dorf der Frühen Neuzeit. Die Verfolgungen in der Grafschaft Lippe*, Paderborn 1993 (Forschungen zur Regionalgeschichte, 9), S. 53.

PROJEKTE

Thomas Fuchs, Ulrich Kandolf

Die Wehrbereichsbibliothek II (Hannover) in der Niedersächsischen Landesbibliothek

1. Militärwissenschaft und Aufklärung

Seit 2004 befinden sich die Albestände der Wehrbereichsbibliothek II (WBB) Hannover in der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover (NLB).¹ Die Vorläuferbibliotheken der ehemaligen Wehrbereichsbibliothek II, die im späten 18. Jahrhundert gegründet wurden, repräsentieren zwei fundamentale historische Prozesse des 17. und 18. Jahrhunderts: die Herausbildung des aufgeklärten Denkstils und des absolutistischen Anspruchs des Fürstenstaates.

Den Aufklärern galt das Militär als vollendete Ausgestaltung rationalistischen Willens, als großartige Maschinerie, die bis in das kleinste Rädchen hinein funktionierte. Mit der zunehmenden Bedeutung aufgeklärten Gedankengutes wuchs allerdings die Kritik an den sozialen Ausprägungen der Stehenden Heere mit ihrer radikalen Disziplinierung des Soldaten, der Unmenschlichkeit der Strafen sowie den schlimmsten sozialen Missständen, insbesondere der unzureichenden Versorgung der Kriegsversehrten und der Familienangehörigen der Soldaten. Als wichtigsten Ansatzpunkt sahen die Aufklärer die Bildung des Offiziers im Geiste von Humanität und Aufklärung. Absolutistisches Staatshandeln und aufklärerisches Gedankengut verbanden sich im Gedanken der Offiziersbildung.²

Den Kern der aufgeklärten Militärwissenschaften bildete der Ingenieurs- und Artilleriebereich. Am weitesten war die Verwissenschaftlichung des

¹ Die vorliegenden Ausführungen zur Wehrbereichsbibliothek basieren auf folgenden Publikationen: Thomas Fuchs, Ulrich Kandolf, *Kostbarkeiten der ehemaligen Wehrbereichsbibliothek II (Hannover)*, (Lesesaal 14), Hameln 2004; Bernhard Fabian (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*, Bd. 2, 2: Niedersachsen H – Z, Hildesheim [u.a.] 1998; Hans-Joachim Kiefert, *Zur Geschichte der Militärbibliotheken in Hannover*, in: *Hannoversche Geschichtsblätter NF* 17 (1963), S. 283-324.

² Michael Sikora, „Ueber die Veredlung des Soldaten“. Positionsbestimmungen zwischen Militär und Aufklärung, in: Daniel Hohrath, Klaus Gerteis (Hrsg.) *Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft: Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert*, Teil I (Aufklärung 12, 1), Hamburg 1999, S. 25-50.

Kriegswesens im Festungsbau vorangeschritten. Von hier aus wirkten die beschriebenen Prozesse auch auf die anderen militärwissenschaftlichen Fächer. Im Zentrum des militärwissenschaftlichen Unterrichts stand die Mathematik, die sinnfällig die Systematisierungs- und Rationalisierungsbestrebungen der Aufklärung zum Ausdruck brachte.³

Die Offiziere waren aber nicht nur Objekte aufgeklärten Strebens, sondern auch integraler Bestandteil der Bildungsbewegung des 18. Jahrhunderts. Drei wesentliche Aspekte bestimmten die militärische Bildungsbewegung der Aufklärungsepoche: 1. die Integration von Offizieren in den Prozess der Aufklärung und in deren typische Vergesellschaftungsformen; 2. die Einrichtung spezifischer Bildungs- und Erziehungseinrichtungen im so genannten „pädagogischen Zeitalter“; 3. die systematische Verwissenschaftlichung aller Aspekte des Militärwesens.

Die Militärbibliotheken wurden gleichsam zu Institutionen des Bildungsprogramms der militärischen Aufklärung. Sie bildeten eine eigene Bibliothekslandschaft aus, die heute weitgehend zerstört ist. Im Sinne einer Geistesgeschichte des Militärwesens steht die Erforschung der Militärbibliotheken erst am Anfang. Ein kürzlich erschienener Forschungsüberblick zum Militärwesen im Zeitalter der Aufklärung dokumentiert das geringe Interesse an der Erforschung historischer Militärbibliotheken.⁴ Die meisten Truppenteile der hannoverschen Armee besaßen im späten 18. Jahrhundert Büchersammlungen, die oftmals nicht mehr rekonstruierbar sind.⁵ Im 19. Jahrhundert expandierte der Ausbau der Büchersammlungen in den verschiedenen deutschen Armeen weiter. So finden sich in der Wehrbereichsbibliothek II Bestände aus bayerischen, sächsischen und insbesondere preußischen Truppenteilen, die aus den 1920 gegründeten Wehrkreisbüchereien in Dresden, Hannover, München, Nürnberg und Wiesbaden stammten. Auch Bestände nachgeordneter Militärbibliotheken (Celle, Leipzig, Mainz, Freiburg i. Br., Hannover,

³ Ein Beispiel: Kurzer Begriff der Geometrie, Feldbefestigung, Fortification und Belagerung der Festungen: nach welchem in der Kriegesschule zu Hannover, von denen abseits des Ingenieurcorps dabei angestellten Lehrern die halbjährigen Vorlesungen geschehen. Hannover 1791 (NLB, WBB 7687).

⁴ Daniel Hohrath, Spätbarocke Kriegspraxis und aufgeklärte Kriegswissenschaften. Neue Forschungen und Perspektiven zu Krieg und Militär im „Zeitalter der Aufklärung“, in: Daniel Hohrath, Klaus Gerteis (Hrsg.), Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft: Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert, Teil II (Aufklärung 12, 2), Hamburg 2000, S. 5-47.

⁵ Aus der Büchersammlung des Leibgarde-Regiments in Hannover aus dem späten 18. Jahrhundert: Histoire de Louis II, Prince de Condé, Tome 2-4, Paris 1768 (NLB, WBB 24710, 1-3).

Insterburg, Rastatt u. a.) sowie Militärschulbibliotheken (Artillerieschule Jüterbog, Kriegsschule Anklam, Kriegsschule Hannover) sind vorhanden. Hinzu kommen Splitterbestände vielfältigster Provenienzen: Privatbesitz, Gesellschaften (English Book Society Hannover), Schulbüchereien (Bismarck-Gymnasium Hannover), öffentliche Institutionen (British Museum, University College London), Stadtbibliotheken (Hildesheim), Bücher der von den Alliierten aufgelassenen Bibliotheken nationalsozialistischer Organisationen (Germanische Schutzstaffel Haus Germanien, Bibliothek zur Erforschung der Judenfrage Frankfurt a. M.), Dubletten der Zentralbibliothek der Bundeswehr in Düsseldorf, französische Militärbibliotheken (Artillerieschule Metz) und Buchbestände verschiedener preußischer Behörden (Regierung Hannover, Kriegsministerium, Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten). Die Bücher weisen eine außerordentlich wechselvolle Geschichte auf. In manchen finden sich bis zu acht verschiedene Besitznachweise. Bibliotheksgeschichtlich gesehen handelt es sich nicht um einen systematisch gewachsenen Bestand, wie es aus den großen Universitäts-, Landes- und Staatsbibliotheken bekannt ist, die eine recht klare Provenienzgeschichte besitzen, auch wenn die Bestände aus verschiedenen Sammlungen herkommen. In der Wehrbereichsbibliothek II dagegen ist die Provenienzstruktur stark zersplittert.

2. Die Wehrbereichsbibliothek II und ihre Vorgängereinstitutionen

In der Geschichte von Bibliotheken spiegeln sich eine Vielzahl historischer Prozesse wider, so auch in der Geschichte der Militärbibliotheken in Hannover. Schon 1770 wurde für das hannoversche Ingenieurkorps eine Büchersammlung begründet und mit einem jährlichen Erwerbungsetat aus der Kriegskasse ausgestattet. Die erhaltenen Bände zeigen auf dem Buchrücken die Initialen I C (Ingenieur Corps) und ein verschlungenes G R III (Georg Rex III). Mit der Eröffnung der Ingenieurschule 1786 wurde die Bibliothek hier angesiedelt. Die Artillerie erhielt 1781 eine Büchersammlung, die auf ein Vermächtnis des Generalleutnants Anton Ulrich Braun zurückging. 60 von ursprünglich 489 Büchern der Stiftung sind erhalten. Seit 1782 betreute Gerhard Scharnhorst die Bibliothek. Ohne eigenen Erwerbungsetat wurde der Buchkauf aus Spenden und den Überschüssen der Artillerieschule finanziert. Frühere Sammlungen wurden in dieser Zeit systematisch zu militärischen Fachbibliotheken ausgebaut. 1790 erfolgte mit der Gründung des Georgianum zur Kadettenerziehung auch ein entsprechender Bibliotheksaufbau.

Einen tiefen Einschnitt brachte die französische Besetzung des Kurfürsten-

tums und seine Eingliederung in das 1807 neugeschaffene Königreich Westfalen. Die Buchbestände der beiden Fachbibliotheken wurden nach Kassel überführt und kehrten erst nach dem Wiener Kongress wieder in die Leinestadt zurück. Mit der Errichtung des Königreichs Hannover wurden die älteren Fachbibliotheken zur Königlichen Ingenieur- und Artilleriebibliothek zusammengelegt. Bei der Sichtung des Bestandes wurde ein erheblicher Verlust festgestellt. 1834 besaß die Bibliothek etwa 3.000 Bände. Mit der Neuordnung des hannoverschen Heereswesens 1834 wurde die Militärschule aufgelöst und die „Königliche Ingenieur- und Artilleriebibliothek“ der Artillerie-Brigade übergeben.

Mit dem Aufbau einer Bibliothek an der Generalstabsakademie seit 1823 entstand eine der bedeutendsten militärischen Fachbibliotheken in Norddeutschland. Sie besaß eine gute Mittelausstattung und erfüllte die Funktion einer militärischen Zentralbibliothek für das Königreich. Die Angliederung an Preußen 1866 brachte das Ende des hannoverschen Systems der Militärbibliotheken. Der Hauptteil der Bestände wurde 1867 der Bibliothek des Großen Generalstabes in Berlin einverleibt. Nur Reste gingen an die 1867 neugegründete Kriegsschule in Hannover. Auch alle anderen Militärbibliotheken in Hannover wurden geschlossen und ihre Sammlungen den verschiedenen preußischen Militärbibliotheken übergeben.

1866 wurde in Hannover ein preußisches Armeekorps stationiert. Die 19. Division in Hannover erhielt eine eigene Bibliothek, die allerdings aufgrund eines geringen Erwerbungssetats und fehlender Altbestände 1878 nur ungefähr 2.000 Bücher umfasste. 1890 wurde sie in eine Militärbibliothek umgewandelt und mit einem Teil des Buchbestandes der ehemaligen Ingenieur- und Artilleriebibliothek aufgefüllt. 1891 konnte ein gedruckter Katalog erscheinen. 1919 wurde die Bibliothek aufgelöst ebenso wie die Bibliothek der 1867 gegründeten Kriegsschule. Deren Bücher gingen 1919 in die Bibliothek der Kavallerieschule über. Dorthin gelangten im gleichen Jahr auch die Bücher der 1866 gegründeten Militärreitschule, die aus Beständen der 1816 in Potsdam geschaffenen und seit 1849 in Schwedt stationierten Lehr-Eskadron hervorgegangen war.

Das Ende des 1. Weltkrieges brachte einen tiefen Einschnitt in der deutschen Militärgeschichte und folglich auch für das militärische Bibliothekswesen, das durch eine gewisse Zentralisierung gekennzeichnet war. 1919 wurde in Berlin die Deutsche Heeresbücherei als öffentliche Reichsbibliothek für Wehrwissenschaft mit nationalbibliothekarischen Funktionen gegründet. Ihre Bestände gingen im 2. Weltkrieg unter. Einige Bücher aus der Deutschen

Heeresbücherei finden sich im Bestand der Wehrbereichsbibliothek II.⁶ Seit 1920 wurden Wehrkreisbüchereien bei den Wehrkommandos eingerichtet, u. a. auch in Hannover. Seit 1923 wurde sie als Standortbücherei geführt und ohne eigenes Personal von der Kavallerieschulbücherei verwaltet, der sie schließlich 1928 eingegliedert wurde. Die Kavallerieschulbibliothek, 1920 als Waffenschulbücherei eröffnet, war mit Beständen der Kriegsschulbibliotheken in Hannover und Kassel ausgestattet. Die Kasseler Bestände mussten 1928 an die Deutsche Heeresbücherei abgegeben werden. Als Ersatz erhielt sie die Bücher der Standortbücherei. Somit bestand die Büchersammlung aus vier getrennt geführten Abteilungen: 1. die Bibliothek des Militärreitinstituts; 2. die Bibliothek der Kriegsschule Hannover; 3. die Standortbücherei Hannover; 4. die Neuerwerbungen seit 1920. Insgesamt umfasste der Bestand etwas mehr als 34.000 Bände. Als einzige militärwissenschaftliche Fachbibliothek in der Provinz Hannover war sie allgemein zugänglich und über die Landesbibliothek an den deutschen Leihverkehr angeschlossen.

Mit der Bildung der Bibliothek des Wehrkreises XI im Jahre 1935 musste die Kavallerieschulbibliothek drei Viertel ihrer Bestände an die Neugründung abgeben. Die restlichen Bestände wurden 1931 nach Krampnitz bei Potsdam überführt, wo sie im April 1945 im Zuge der Kriegseinwirkungen zerstört wurden.

Die Wehrkreisbibliothek wurde im Gegensatz zu den älteren Militärbibliotheken von bibliothekarischem Fachpersonal verwaltet. Sie stand auch Zivilpersonen offen, die über wehrgeschichtliche Themen forschten. Als moderne Bibliothek war sie täglich geöffnet und bot einen regelmäßigen Auskunft- und Beratungsdienst an, natürlich unter den Gesichtspunkten nationalsozialistischer Kulturpolitik. Ein nach den Preußischen Instruktionen geführter systematischer und ein alphabetischer Katalog blieben erhalten. Nach den schweren Luftangriffen auf Hannover im Oktober 1943 wurde die Bibliothek sukzessive in den Harz und das benachbarte Hildesheim ausgelagert und nach ihrer Rückkehr zunächst der Landesbibliothek übergeben. Beim Rücktransport von den Auslagerungsorten ist ein Teil der Bestände verloren gegangen. Die Bücher gingen in der 1956 gegründeten Wehrbereichsbibliothek II im Umfang von 20.000 Bänden und 5.000 Karten auf.

⁶ Bernhard Koerner (Hrsg.), *Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien, ein Deutsches Geschlechterbuch*, Bd. 1-6, 8-14, Görlitz 1889-1908 (NLB, WBB 23048-14). Die Bücher stammten aus der Bibliothek des Preußischen Generalstabes, gingen danach an die Deutsche Heeresbücherei, von wo sie an die Wehrbereichsbibliothek II gelangten.

Im Zuge weitreichender Rationalisierungsmaßnahmen der Bundeswehr gab es 1988 Planungen, die Hannoversche Wehrbereichsbibliothek aufzulösen und die Bestände an die Universitätsbibliothek nach Hamburg abzugeben. Schon bald nach dem Bekanntwerden dieser Planungen begann ein reger Schriftwechsel zwischen dem damaligen Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und dem Bundesverteidigungsministerium. Darin wurde darauf hingewiesen, dass mit der Verlagerung der Wehrbereichsbibliothek ein erheblicher Einschnitt in die Literaturversorgung der niedersächsischen Landeshauptstadt entstehen würde. Zudem würde das Land Niedersachsen die Dokumente seiner mehrhundertjährigen Militärgeschichte und damit wertvolles Kulturgut verlieren. 1994 wurde ein Depositatvertrag geschlossen, in dem der Verbleib der Bibliothek in Hannover festgelegt wurde. Erst 2003 setzte eine Durchführungsvereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Land Niedersachsen den Vertrag in Kraft. Die Bestände der Wehrbereichsbibliothek gingen formal in den Bestand des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes über und werden als Dauerleihgabe von der Niedersächsischen Landesbibliothek bibliothekarisch betreut. Der Umzug der Bestände erfolgte im Jahre 2004. Am 8. September 2004 wurde die Bibliothek offiziell übergeben.

3. Bestandsübersicht

Die Wehrbereichsbibliothek II umfasst rund 100.000 Bände, von denen etwa 9.000 vor dem Jahre 1900 erschienen sind. Von dem Gesamtbestand wurden ungefähr 60.000 Titel von der Niedersächsischen Landesbibliothek übernommen, dabei vor allem Bücher mit dem Erscheinungsdatum vor 1945. Das Handbuch der historischen Buchbestände führt 6.065 monographische Titel sowie 75 Zeitschriften und Serien auf, deren Erscheinungsjahre vor 1900 liegen. Davon sind 20 Zeitschriften vor 1830 erschienen. Aus dem 16. Jahrhundert stammen 17 Titel, aus dem 17. Jahrhundert 65 und aus dem 18. Jahrhundert 593 Titel. Aus dem 19. Jahrhundert sind insgesamt 5.390 Titel angegeben, davon sind 735 Titel aus den ersten drei Jahrzehnten und 4.655 aus den Jahren 1831 bis 1899. Von den insgesamt etwa 120 Handschriften entstanden mehr als die Hälfte im 18. Jahrhundert, drei davon noch früher. Bemerkenswert ist ein von Georg Friedrich von Tempelhoff verfasstes unveröffentlichtes Manuskript zur Taktik.⁷ Nach den Besitzstempeln ist das Manuskript 1808/09 in die *École Militaire* zu Königsberg, dann in die

⁷ Georg Friedrich von Tempelhoff, Taktik. O.O. [um 1760] (NLB, WBB 20023).

Bibliothek der hannoverschen Kriegsschule und nach dem Zweiten Weltkrieg nach England gebracht worden. Von dort kam es 1959 nach Hannover zurück. Eine andere Kostbarkeit ist Uhlenbeckers „Errichtung und Mondierung der Chur Braunschweig Lüneburgischen Truppen Hannover 1770“. Von diesem Werk existieren nur noch zwei von insgesamt elf Bänden. Die Handschriften veranschaulichen detailgenau die Uniformierung der Hannoverschen Armee um 1766. Enthalten sind ein alphabetisches Namensregister aller Offiziere, ein Verzeichnis der im Siebenjährigen Krieg gefallenen Offiziere, kurze historische Abrisse der Truppenteile sowie ein Verzeichnis der Truppenstärken. Weitere Handschriften beschreiben ebenfalls die hannoversche Armee in dieser Zeit.⁸

Hervorzuheben sind auch die etwa 300 älteren Truppengeschichten (einschließlich Stammlisten einzelner Regimenter), die fast alle nach 1830 erschienen sind, sowie ein umfangreicher Bestand an Reglements und reglement-ähnlichem Schrifttum. Fast alle erschienenen preußischen Ranglisten (bzw. Rang- und Stammlisten, Rang- und Quartierlisten) sowie eine beträchtliche Anzahl solcher Verzeichnisse für die Streitkräfte anderer deutscher und auch einiger außerdeutscher Länder sind vorhanden.

Inhaltlich umfassen die Bestände die gesamte Bandbreite der Militärwissenschaften: Waffentechnik, Fortifikationstechnik, Taktik, Schlachtenbeschreibungen, Militärgeschichtsschreibung, Kriegsrecht, Reglements, Ranglisten, Truppengeschichten, Uniformwerke sowie Literatur zur Kavallerie, Pferdekunde und Militärmedizin. Neben der speziellen Fachliteratur wurden aber auch Werke zu allgemeinen Fragen der Geschichte, Geographie, des Rechts,

⁸ Ancienneté der Officiers der Cavallerie, Infanterie, Artillerie und Ingenieurs; der Land- und Guarnison Regimenter, wie auch Ein Verzeichnis von Errichtung der Regimenter, der vorigen und jetzigen Chefs, wie auch der gehabten und jetzt bestimmten Mondierung, nebst Einer kurtzen Historischen Beschreibung der Troupen seith dem Westphälischen Frieden. Hannover 1767 (NLB, WBB 5055): Die Handschrift enthält eine Beschreibung der hannoverschen Armee mit ihren verschiedenen Truppenteilen und Offizieren. Die Uniformen der Heereseinheiten sind in kolorierten Zeichnungen wiedergegeben. - Rapport der Hannövrischen Troupen wie auch Land und Garnis. Regiment. Verzeichnis der undienstbaren Invaliden und Feld auch Garnis. Artillerie nebst Extract der Einnahmen und Ausgaben des gantzen Militair Etats vom Jahr 1767 Hannover 1768. (WBB 6011): Die Handschrift gibt einen Überblick über die hannoversche Armee. Verzeichnet sind die Waffen- und Munitionsbestände der einzelnen Truppenteile, Auszüge aus den Stammrollen sowie Einnahme- und Ausgaberegister der einzelnen Regimenter. - Ancienneté der Officiere von Sr. Könige Majestaet von Groß-Britannien Teutschen Troupen wie sie bey den Regimenter placirt sind nebst denen Uniformen des gantzen Corps. Osnabrück 1790 (Sign.: WBB 6012): Die Handschrift enthält ein Register der Offiziere der hannoverschen Armee. Die Uniformen sind in kolorierten Zeichnungen wiedergegeben.

der Medizin und Technik gesammelt. Hinzu kommen allgemeine historiographische Werke, beispielsweise Ranke und Schlosser, sowie literarische Werkausgaben (Sir Walter Scott, Voltaire).

Der Erschließung des Altbestandes dienen ein alphabetischer Zettelkatalog, geordnet nach den „Preußischen Instruktionen“ (PI), und ein systematischer Zettelkatalog mit Mehrfacheinlegungen, der wegen Unzulänglichkeit der Systematik 1981 abgebrochen wurde. Der Gesamtbestand ist ausschließlich im Alphabetischen Katalog erfasst, der ab 1997 nicht mehr nach den PI, sondern nach den „Regeln für die alphabetische Katalogisierung“ (RAK) geführt wird. Der abgebrochene systematische Katalog wurde ab 1981 durch einen neuen Schlagwortkatalog ersetzt. Seit Bestehen der Wehrbereichsbibliothek 1956 wird ein Standortkatalog geführt, der die Neuzugänge erfasst.

Von den historischen Katalogen sind bis heute das „Bücherei-Verzeichnis der Königl. Kriegsschule zu Hannover. Hannover 1906“ und der „Katalog der Militärbibliothek, nebst Nachträgen. Hannover 1906-10“ erhalten. Nicht mehr in den Beständen der Wehrbereichsbibliothek vorhanden sind das „Verzeichnis von ... Büchern der Artillerie-Bibliothek. Hannover 1783“ und der „Katalog der Militär-Bibliothek nebst Nachträgen. Hannover 1891-1894“. Vom „Catalog der Ingenieur- und Artillerie-Bibliothek in Hannover, nebst Nachträgen 1.-3. Hannover 1836. 1844. 1854. 1868.“ fehlt der Nachtrag 3 und vom „Katalog der Bibliothek der Königl. Kriegsschule zu Hannover. Hannover 1870“ fehlen die 2. erweiterte Auflage von 1877 und die 3. erweiterte Auflage von 1884.

Zur Zeit werden umfangreiche Restaurierungsmaßnahmen an den oft schwer geschädigten Büchern mit Mitteln der VGH (Versicherungsgruppe Hannover)-Stiftung durchgeführt. Für die Zukunft ist eine weitere Erschließung der Bestände geplant.

Sascha Möbius

„... Der blutdürstige Degen drung ihnen die Feder so gar aus der Hand.“ Unruhe und Krieg in der Chronik des Lübecker Schreiners Heinrich Christian Schulze (1728-1734)
(Dissertationsprojekt)

Das Vorhaben geht auf ein Projekt zur städtischen Chronistik der frühen Neuzeit aus dem Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ zurück. Damit steht die Frage nach der Chronik als „Identitätserzählung“ (Günther Lottes) im Mittelpunkt der Arbeit. Sind Schulzes Bilder von der Kriegführung der Stadt und ihren inneren Unruhen Teil einer historischen Erinnerung, die mehr Bürgerinnen und Bürger Lübecks teilen und die Bestandteil ihres sozialen und politischen Selbstverständnisses war? Oder ist der Schreiner ein „schreibender Sonderling“ (Jan Peters), sein Werk nur Ausdruck persönlichen historischen Interesses?

Vom Beginn der modernen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurden schwerpunktmäßig Stadtchroniken untersucht, die im späten Mittelalter entstanden sind, so z. B. in der monumentalen Ausgabe der „Chroniken der deutschen Städte“. Historiker befragten sie vor allem auf ihren Wahrheitsgehalt. Die mentalitätsgeschichtlichen Möglichkeiten dieser Quellengattung standen zum ersten Mal in der 1958 erschienenen Dissertation von Heinrich Schmidt „Die deutschen Städtechroniken als Spiegel des bürgerlichen Selbstverständnisses im Spätmittelalter“ im Mittelpunkt der Untersuchung. Schmidts Untersuchung der inneren Logik seiner Quellen wurde in derselben Zeit durch Johannes Bernhard Menke ergänzt. Er untersuchte den Zusammenhang zwischen „Geschichtsschreibung und Politik in deutschen Städten des Spätmittelalters“ und unterstrich den engen Zusammenhang zwischen städtischen Unruhen und der Produktion von Chronistik. In den späten 1970er und den 80er Jahren nahm dann die Beschäftigung mit vorwiegend spätmittelalterlicher Chronistik (Sammelbände von Patze und Johaneck, Arbeiten von Klaus Graf) zu, während die frühneuzeitlichen Chroniken erst in den letzten zehn Jahren vermehrte Beachtung fanden.

Dabei handelt es sich in erster Linie um Gegenwartschroniken, in denen die Schreiber (und einige wenige Schreiberinnen) Ereignisse aus ihrer Zeit aufschreiben. Unter dem Gesichtspunkt der „Erinnerungskultur“, also der historischen Identitätsstiftung von Gemeinwesen, wurden allerdings in jüngerer

ster Zeit verstärkt frühneuzeitliche Chroniken untersucht, die zentrale Ereignisse der Stadtgeschichte bzw. vollständige Darstellungen derselben enthalten. Hier sind vor allem die Dissertationen von Susanne Rau, Stephanie Dzeja und Heiko Droste sowie verschiedene Aufsätze und die vor dem Abschluss stehende Habilitation von Ernst Riegg zur Stadtgeschichte zu nennen, sowie die Arbeiten von Thomas Fuchs zur hessischen Geschichtsschreibung und Erinnerung in der frühen Neuzeit.

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Filiation der Chronik Schulzes, also der Vergleich mit seinen rekonstruierbaren Vorlagen. Hinzu tritt die Einordnung in die lübische Chronistik und andere Erinnerungsmedien (Bauten, Feste, mündliche Traditionen), die es ermöglicht, Schulzes Aussagen in den Kontext der breiteren historischen Erinnerung in der Stadt einzuordnen. Allein schon der Umfang der Chronik und die notwendige Bildung des Autors lassen es als zweifelhaft erscheinen, dass sie das Geschichtsbild breiter Schichten der Bürgerschaft ausdrückt. Eher kann bezüglich aller großen Darstellungen der Stadtgeschichte davon ausgegangen werden, dass sie verschiedenen Zwecken dienen sollten, die von der reinen Sicherung von Informationen über die Unterhaltung bis hin zur Einflussnahme auf das Geschichtsbild und -verständnis anderer Bürger reichten. Aufgrund der Untersuchung der Erinnerungskultur, also der historischen Identitätsbildung in der Stadt, soll die Chronistik hier vor allem als „Identitätsangebot“¹ diskutiert werden. Dabei müssen sowohl der Chronist als auch der Entstehungsanlass der Chronik untersucht werden, um die Chronik einzuordnen. Im Vergleich mit anderen Chroniken und Erinnerungsmedien können Aufschlüsse darüber gewonnen werden, welches Wissen von der eigenen Geschichte, welche herausragenden Bilder und Ereignisse und welches Grundverständnis der eigenen historischen Identität in breiteren Kreisen der Bürgerschaft vorhanden waren. Genaue quantitative oder soziale Zuordnungen sind aufgrund der Quellenverluste und der Dominanz der „ratsnahen“ Chronistik auch und gerade in den Handwerkerchroniken meist nicht zu treffen.

Schulzes Chronik ist im Original erhalten und umfasst zwei Bände. Der erste umfasst die Zeit von 956 bis 1699 und hat exakt 1.000 Seiten im Folio-Format. Der zweite Teil behandelt die Jahre von 1700-1734 mit einer Fortsetzung von anderer Hand bis 1737 auf genau 250 Folioseiten. Die Niederschrift des ersten Teils in der uns erhaltenen Form fällt auf das Jahr 1728.

¹ In Anlehnung an Günther Lottes' Konzept der „Identitätserzählung“.

Über den Autor selber ist bislang nur wenig bekannt. Er kam 1717 nach Lübeck und heiratete im folgenden Jahr die Witwe eines Schreinermeisters, womit er selber in die entsprechende Position kam. 1725 hatte sich ein Angehöriger seines Amtes bei einem Aufzug der Schreiner in einem Gedicht über die Leinweber bzw. deren merkwürdigen Geruch lustig gemacht und Schulze musste öffentlich versichern, die Zunft der Leinweber nicht beleidigen zu wollen. 1738 wird er ein letztes Mal aktenkundig, als er einen „Lehn- und Schulzenhof“ in der Nähe von Salzwedel übernehmen soll.

Kriege und Unruhen spielen in der Chronik eine herausragende Rolle. Dies betrifft nicht nur die Länge und Häufigkeit entsprechender Nachrichten, sondern auch die wahrscheinliche Entstehung. Den Großen Nordischen Krieg (1700-1721) sieht Schulze als wichtigen Wendepunkt zum Schlechteren in der lübischen Geschichte. Die Jahre 1727-28 sind zudem durch innerstädtische Konflikte gekennzeichnet, vor allem durch eine von Schulze verortete Schlechterstellung der Handwerkerämter gegenüber den Kaufleutekorporationen.

In einem ersten Arbeitsschritt soll die Chronik Schulzes mit ihren ermittelbaren Vorlagen verglichen werden. Hier können Informationen über seine besondere Sicht auf Krieg und Unruhe erlangt werden. Schulzes Chronik ist dabei von besonderem Wert, weil sie im Gegensatz zu den meisten im späten 17. und 18. Jahrhundert entstandenen Chroniken keine Abschrift oder Kompilation älterer Werke darstellt, sondern eine Neubearbeitung ist. Hier sollen zunächst allgemeine Charakteristika vorgestellt werden, um dann einzelne Themenkomplexe wie Legitimation von Krieg, Krieg und Religion/Konfession oder Krieg und Geschlecht vorzustellen. Im zweiten Hauptteil sollen Schulzes Bilder im Zusammenhang der übrigen lübischen Chronistik diskutiert werden. Finden sich hier übereinstimmende Grundlinien, mögen diese nicht nur Aufschluss über die „innerchronikalische“ Diskussion geben, sondern auch über Sichtweisen der eigenen Vergangenheit, die von einem über den Autor hinausgehenden Kreis von Bürgern geteilt wurden.

Der dritte Abschnitt wendet sich dann der Einbindung in die weitere Erinnerungskultur der Stadt zu, vergleicht also die Bilder in der Chronistik mit anderen Erinnerungsmedien wie öffentlich zugänglichen Bildern, Brunnenauszierungen, Festen etc.

Zum Abschluss soll nach dem „Sitz im Leben“ (Heiko Droste) der Chronik gefragt werden. Hier scheint es schwierig, direkte politische oder soziale Funktionen der Chronistik aufzuweisen, weil die Rezeptionsgeschichte nur sehr lückenhaft (bzw. gar nicht) zu rekonstruieren ist. Eher erscheint Chro-

nistik als ein Bestandteil des politischen und religiösen Denkens in der Stadt, die versucht, auf das Handeln der Bürger Einfluss zu gewinnen. Die Unruhen werden in chronikalischer Reihenfolge untersucht, wobei Schulzes Darstellungen in den direkten Zusammenhang mit der vorhergehenden Chronistik gestellt werden sollen.

Erste Ergebnisse liegen für die Bedeutung der Schlacht bei Bornhöved in der Lübeckischen Chronistik vor. Lübeck war 1203 unter die Oberhoheit des Königs von Dänemark gekommen, hatte sich aber 1226 wieder unter das Reich begeben und 1227 zusammen mit einer Koalition norddeutscher und wendischer Fürsten am Tag der Heiligen Maria Magdalena (22.7.) Waldemar II. von Dänemark bei Bornhöved besiegt und so die neuerworbene Reichsfreiheit militärisch abgesichert. Zum Gedenken an diesen Sieg wurde ein bis zur Reformation bestehendes Dominikanerkloster (angeblich auf den Ruinen einer dänischen Zwingburg) gegründet und eine jährliche Armenspeisung am 22.7. eingerichtet.

Im 15. Jahrhundert ließ der Rat (wahrscheinlich zwischen 1430 und 1444) einen 15-teiligen Bilderzyklus in einem Rathaussaal, der Hörkammer, anbringen, von denen allein fünf die Ereignisse von 1226-1227 betreffen. Vorlage des Zyklus ist vor allem die Ratschronik, hier die um 1385 entstandene „Detmar-Chronik“, sowie die Schauenburgische Grafenchronik des Hermann von Lerbeke. Von diesen Bildern sind heute nur noch anderthalb zu sehen, die bei Restaurationsarbeiten Mitte der 1990er Jahre freigelegt werden konnten. Aufgrund der vorliegenden Untersuchung konnten jedoch in der Chronik Heinrich Rehbeins aus dem frühen 17. Jahrhundert Bilder auffindig gemacht werden, die die Rathausmalereien zum Vorbild hatten.

So können über mindestens fünf weitere Darstellungen Informationen gewonnen werden. Sowohl die ab 1416 entstandene „Chronica Novella“ des Dominikaners Hermann Korner als auch die Bilder im Rathaus tradieren ein Eingreifen der Heiligen Maria Magdalena vor oder während des Kampfes zugunsten der Lübecker. Auch wenn dieses Marienmirakel von der nachreformatorischen Chronistik heftig angegriffen wurde, findet es sich doch schon im beginnenden 17. Jahrhundert in einer „protestantisierten“ Version in einer Chronik. Besonders interessant ist Schulzes Chronik hier, weil er nicht nur auf den Stellenwert der Erinnerung an Bornhöved im Geschichtsbewusstsein der Holsteiner und Lübecker verweist, sondern in seiner vorsichtigen Abwägung des Für und Wider einer Erscheinung der Heiligen deutlich wird, dass die entsprechende Wundergeschichte auch noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in (nicht quantifizierbaren) Teilen der Lübecker

Bürgerschaft vorhanden war. Neben den Ähnlichkeiten der reformatorisch/humanistischen Diskussion der Marienerscheinung und ebendieser in der frühaufklärerischen Chronistik erscheint vor allem von Interesse, dass bis auf einen kurzen Einbruch in den ersten 20 Jahren nach der Reformation die Wehrhaftigkeit der Stadt und der stolze Verweis auf die selbständige kriegerische Verteidigung der „mit dem Schwert gewonnenen“ Freiheit der Stadt ein zentrales Thema jeder Chronik darstellt.

Ernst Riegg

Vorstellung des Potsdamer DFG-Projekts „Die Erinnerungskultur der Stadt vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert. Ihre Erforschung anhand der städtischen Chronistik“

Das ursprünglich aus dem Gießener SFB „Erinnerungskulturen“ hervorgegangene Projekt hat vergleichend die Stadtchronistik einer Reihe von Städten verschiedenen Typs daraufhin untersucht, wie die Chronisten durch das Heraufbeschwören von Erinnerungsinhalten eine spezifisch stadtbürgerliche Kollektividentität¹ zu befestigen suchten. Gefragt wird dabei nach den konkreten Erinnerungsinhalten, nach den (hier nicht vollständig zu nennenden) vorkommenden Themen und Motiven, wobei festgestellt werden kann, dass es für die jeweiligen Städte bei allen Unterschieden zwischen den einzelnen Chronisten auch bestimmte Grundcharakteristika gibt, was mit lokalen Gegebenheiten, aber auch damit zusammenhängt, dass die Chronistik einer Stadt einen vielfach verbundenen Gesamtzusammenhang darstellt. Stadtchroniken wurden über die Jahrhunderte innerhalb einer Stadt immer wieder ab-, fort- und umgeschrieben, sie stellten eine offene Form dar und wurden, wie Stephanie Dzeja in ihrer aus der Projektarbeit hervorgegangenen Dissertation² gezeigt hat, nicht als geschlossene, abgerundete Werke respektiert, sondern als Texte gebraucht und vielfach umgemodelt.

Hierbei geht es zum größten Teil nicht um obrigkeitlich gelenkte Auftragswerke, sondern um Arbeiten mehr oder weniger großer Ratsnähe, die in der Regel auf eigenen Antrieb hin entstanden sind, vielfach von Autoren verfasst, die als Ratsherren oder städtische Juristen dem Stadtregentum eng verbunden waren, aber auch von Mitgliedern anderer Personengruppen, vielfach auch von Handwerkern. Die Lebendigkeit der Gattung hängt auch damit zusammen, dass nur ein sehr geringer Teil der Texte gedruckt worden

¹ Vgl. Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München² 1977; Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/M.² 1991; ders., *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Berlin, Neuwied 1966.

² Stephanie Dzeja, *Die Geschichte der eigenen Stadt. Städtische Chronistik in Frankfurt am Main vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2003; weitere im Projektrahmen entstandene Dissertationen sind: Benedikt Mauer, *„Gemain Geschrey“ und „teglich Reden“*. Georg Kölderer – Ein Augsburger Chronist des konfessionellen Zeitalters, Augsburg 2001, und die vor dem Abschluss stehende Arbeit von Sascha Möbius: *Krieg und Unruhe in der Chronik des Lübecker Schreinermeisters Heinrich Christian Schulze*.

ist. Die mit der Erfindung des Buchdrucks zusammenhängende Medienrevolution fällt in der Stadtchronistik also weitgehend aus, was innerhalb einer zahlenmäßig und räumlich sehr begrenzten Stadtgemeinschaft eine breite Rezeption nicht ausschließt, einen produktiven Umgang mit den Texten sogar befördert. Mehrfach hat die Drucklegung einer Chronik, die ein als maßgeblich angesehenes Bild der städtischen Vergangenheit vermittelte, zum Erliegen der chronikalischen Produktion geführt.

Der für die vergleichende Studie des Verfassers vorgenommene Auswahl der Städte aus verschiedenen Regionen des Alten Reiches (u. a. Bern, Braunschweig, Eger, Köln, Konstanz, Nürnberg, Rostock, Ulm, Waiblingen, Zwickau) lag die Annahme zugrunde, dass die Chronistik in Städten verschiedener verfassungspolitischer Ausrichtung differierende Erinnerungshorizonte aufweist, auch weil sie anders geartete Legitimitäts- und Identitätsansprüche hat. Wie der weit größere Umfang der chronikalischen Produktion in Reichs- und Autonomiestädten gezeigt hat, war das Interesse an der eigenen Geschichte stark vom verfassungsrechtlichen Ort der jeweiligen Stadt, ihrer Möglichkeit, selbständig als Akteur des politischen Geschehens aufzutreten, abhängig.

Identitätsstiftend kann nur eine solche Vergangenheits(re)konstruktion sein, die einen expliziten oder impliziten Bezug zu gegenwärtigen Erfahrungen und Problemen herstellt. Es gibt Beispiele, in denen ein solcher Bezug nicht mehr besteht. "Wem sich keine Zukunft mehr öffnet, dem erstarren die Erinnerungen", schreibt Dietrich Ritschl³, und dies gilt etwa für das 1548 zur österreichischen Landstadt herabgesunkene Konstanz, dem der Fluchtpunkt für die Darstellung der Erringung städtischer Freiheit fehlt, weswegen eine Vielzahl der nach dieser Zäsur entstandenen Texte rein antiquarischen Charakter besitzen.

Eine zentrale Rolle für die Konstituierung eines kulturellen Gedächtnisses spielt die Vorstellung von den Anfängen eines Gemeinwesens. Wichtigster Bestandteil chronistischer Vergangenheitspräsentation ist daher die vielfach auf phantasievollen Konstrukten humanistischer Provenienz beruhende Darstellung der Stadtgründung.

Ein häufig auftauchendes Motiv ist die Wiedererrichtung einer zerstörten Stadt als eigentlich entscheidender zweiter Gründungsakt. Dieses „Wieder-

³ Dietrich Ritschl, Gedächtnis und Antizipation. Psychologische und theologische Bemerkungen, in: Kultur und Gedächtnis, hrsg. von Jan Assmann und Tonio Hölscher, Frankfurt/M. 1988, S. 50-64, hier S. 50

auferstanden aus Ruinen' stellt ein spezifisch stadtbürgerliches Identitätsmoment dar. Die Regenerationsfähigkeit der bürgerlichen Gemeinwesen zeigt sich auch bei der Überwindung der Folgen von Naturkatastrophen. Dem Trauma permanenter Bedrohung wird das Überleben in schwerer Zeit gegenübergestellt. Die kommunale Identität besitzt einen ihrer Kristallisationspunkte in der solidarischen Bewältigung von Notlagen.⁴

Die größte Herausforderung für historiographische Identitätsbildung stellten Brüche dar, die den Chronisten den Boden wegzogen, auf dem sie ihre Identitätskonstruktion errichtet hatten. Ihnen kann entweder durch eine Heraushebung angeblich nach wie vor vorhandener Kontinuitäten, oder durch die kontrapräsentische Gegenüberstellung einer defizitären Gegenwart und einer besseren Vergangenheit durch eine gezielte Gegenüberstellung des 'Vorher' und des 'Nachher' begegnet werden.

Für chronikalische Identitätsstiftung konnten sich je nach Lage und Stadttyp unterschiedliche Probleme ergeben. Insbesondere die Unterordnung unter eine starke Territorialgewalt stellte ein Hindernis hierfür dar. Teilweise muss von einer Übermacht fürstlicher Identitätskonstrukte gesprochen werden, teilweise gelingt es auch, städtische und Landesidentität miteinander zu vereinbaren, indem der städtische Dienst für Land und Dynastie herausgehoben wird.⁵ Während man vielfach von einer Dialektik von Unterordnung und Eigenständigkeit sprechen kann, steht andernorts doch gerade die Auseinandersetzung mit dem Stadtherrn, gegen den man die kommunale Freiheit verteidigt, im Mittelpunkt. Dies verweist auf den außerordentlich breiten Raum kriegerischer Verdienste und Fähigkeiten der Stadtbürger in den Stadtchroniken, der hinter ihrer breiten Berücksichtigung in der Festkultur⁶ nicht zurücksteht.

Der offenbare Zusammenhang der Chronistik zu anderen Erinnerungsregistern wie Festkultur und Erinnerungskunst verweist auf die Frage der Rezeption der Chroniken. Es gibt verschiedene Hinweise darauf, dass das Schreiben einer Stadtchronik ein kommunikativer Prozess war. Dass die

⁴ Vgl. Ernst Riegg, Brandkatastrophen und stadtbürgerliche Identität. Die Wahrnehmung von Stadtbränden in der städtischen Chronistik, in: *Traverse. Themenheft 'Naturkatastrophen'*, hrsg. von Monika Gisler, Katia Hürlimann und Agnes Nienhaus, Zürich 2003, S. 130-143.

⁵ Vgl. Ernst Riegg, Eine Identität der Leiden und Niederlagen. Frankenberg in der Stadt- und Landeschronistik Wigand Gerstenbergs, in: *Hessische Chroniken zur Landes- und Stadtgeschichte*, hrsg. von Gerhard Menk, Marburg 2003, S. 57-86.

⁶ Vgl. Klaus Graf, Schlachtengedenken in der Stadt, in: *Stadt und Krieg*, hrsg. von Bernhard Kirchgässner und Günter Scholz, Sigmaringen 1989, S. 83-104.

Chronikschreiber einen - nicht immer klar konturierten - Rezipientenkreis im Auge hatten und den Lesern durch Register, Marginalien, Überschriften und Hinweise zur Gliederung entgegenkamen bzw. mit ihnen in einen Dialog traten, ist unübersehbar. Auch die Offenheit der chronikalischen Textform ist ein Hinweis auf die intensive und produktive Rezeption, die dem Zweck der Identitätsstiftung gemäß war.

BERICHTE

Gregor Maier

„Krieg und Umbruch um 1800“ vom 12. bis 13. März 2004
an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

Die Epoche Napoleons als kriegsgesättigte Umbruchs- und Übergangsphase in der Geschichte Europas lädt in besonderem Maße dazu ein, verschiedene Blickrichtungen auf das Thema zum wissenschaftlichen Austausch zusammenzuführen. Ermöglicht wurde dies durch den Tübinger Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen - Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“, der auswärtige Fachleute und Nachwuchswissenschaftler aus den eigenen Reihen zum Gespräch in Tübingen versammelte. Tagungsleiterin *Ute Planert* (Tübingen) betonte in ihrer Einführung die Charakteristik der Epoche im Wechselspiel zwischen Kräften des Wandels und der Beharrung, für deren Benennung und Analyse sowohl der Blick von der Frühen Neuzeit als auch aus der Warte des späteren 19. Jahrhunderts her unabdingbar ist. Entsprechend der Arbeit des Tübinger Sonderforschungsbereiches prägte die wissenssoziologische Kategorie der Erfahrung die methodische Ausrichtung der Tagung.

Eine erste, von *Barbara Stollberg-Rilinger* (Münster) kommentierte Sektion widmete sich dem Themenkomplex „Eliten/Herrschaft“. *Ina Ulrike Paul* (Berlin) legte am Beispiel Württembergs dar, welche Bedeutung der zeitgenössischen Reformpolitik für die Integration des vergrößerten neuen Staates zukam. Dabei wurde deutlich, dass Reformmaßnahmen der Regierung angesichts der landständischen Tradition und den selbstbewussten neuen Standesherrn Württembergs ohne Rücksichtnahme auf die davon betroffenen Eliten nur schwer durchzusetzen waren. *Stefan Brakensiek* (Bielefeld/Kassel) wählte mit der Betrachtung der Ortschaft Grebenstein bei Kassel einen mikrohistorischen Zugang, um die Interaktion zwischen lokalen Eliten und der Bevölkerung im Machtvakuum 1813 zwischen königlich-westfälischer und kurfürstlich-hessen-kasselscher Regierung zu untersuchen. Der Unmut der Bevölkerung über die örtlichen Beamten wirkte noch in die Restaurationszeit nach, zumal die meisten Amtsträger in den hessischen Dienst übernommen wurden. Personelle Kontinuität stand auch im Mittelpunkt des Referates von *Reinhard Stauber* (Klagenfurt) über die Funktionseliten im „südlichen Tirol“ beim Übergang an Bayern. Die ansässige Beamten-

schaft passte sich den neuen Verhältnissen an, wobei die Einschätzung der Legitimität der neuen Herrschaft das entscheidende Kriterium für die Loyalität der „Diener aller Herren“ (Referatstitel) darstellte. *Anja Hartmann* (Mainz) nahm schließlich mit dem Genfer Patriziat eine in der altständischen Stadtgesellschaft wurzelnde Elite in den Blick, für deren Denk- und Handlungsmuster informelle Beziehungsstrukturen von zentraler Bedeutung waren.

Mit der zweiten, von *Christof Dipper* (Darmstadt) kommentierten Sektion rückte eine andere soziale Gruppe ins Blickfeld: die „ländliche Gesellschaft“. Zunächst nahm *Andreas Würzler* (Bern) die Aufzeichnungen Ulrich Bräkers (1735-1798), des „armen Mannes im Tockenburg“, als Ausgangspunkt für grundsätzliche Überlegungen zur Quellengattung des Tagebuchs und zeigte am konkreten Beispiel das Nebeneinander von antirevolutionärem helvetischem Nationalgefühl, revolutionär-emanzipatorischer Hoffnungen für die Toggenburger Heimat und der unpolitischen Reflexion über die eigene Lebensgeschichte. *Eric Godel* (Tübingen) wählte einen vorwiegend handlungsanalytischen Zugang, um Trägergruppen, Erscheinungsformen und Handlungsspielräume der gegen die Helvetische Republik gerichteten Aufstände in der Zentralschweiz in den Blick zu bekommen. In dem darin zum Ausdruck kommenden „kantonalen Patriotismus“ tritt die in der Krisenepoche der Helvetik anhaltende Bedeutung traditioneller, in hohem Maße konfessionell geprägter Bindungen zutage. *Ute Planert* (Tübingen) untersuchte in ihrem Referat die Konfrontation der Landbevölkerung mit staatlichen Reformmaßnahmen und europäischen Kriegen in Gestalt der Wehrpflicht in Süddeutschland. In den kollektiven wie individuellen Verweigerungsstrategien zeigte sich das Festhalten der Landbevölkerung an frühneuzeitlichen Konfliktaustragungsformen. Auch im Fall der neubadischen Grafschaft Hauenstein, den *Tobias Kies* (Bielefeld) präsentierte, spielte der Wehrdienst als neuralgischer Punkt im Verhältnis zur Obrigkeit eine zentrale Rolle, flankiert und ergänzt durch Widerstände gegen eine Liturgiereform.

Waren die ersten beiden Sektionen unterschiedlichen Akteursperspektiven gewidmet, rückten in der dritten Sektion „Religiöse Kriegsverarbeitung und konfessionelle Differenzen“ ins Blickfeld (Kommentar: *Rudolf Schlögl*, Konstanz). *Andreas Gestrich* (Trier) zeigte am Beispiel Württembergs die Diskrepanzen zwischen der Semantik obrigkeitlicher Gottesdienst- und Gebetsvorgaben und der Kriegswahrnehmung im württembergischen Pietismus. Öffentliche Opfertod- und Patriotismusrhetorik fand hier nur vereinzelte Resonanz, nicht zuletzt angesichts der generellen Distanz des Pietismus zum

Militär; von großer Bedeutung in pietistischen Kreisen waren hingegen eschatologische Deutungen des Kriegsgeschehens. *Gregor Maier* (Tübingen) untersuchte am Beispiel der neugeschaffenen Diözese Straßburg die Möglichkeiten und Bedingungen kirchlicher Reorganisation in der Situation des Krieges. Angesichts der aus der Revolutionszeit herrührenden Friktionen innerhalb des elsässischen Katholizismus spielten zum einen die kirchlich gestaltete Verehrung Napoleons, zum anderen das karitative Frömmigkeitsideal der Barmherzigen Schwestern von Straßburg als integrative Elemente eine wichtige Rolle. *Elisabeth Wagner* (Trier) widmete sich in ihrem Beitrag zur Religionspolitik im französischen Rheinland vor allem dem Verhältnis zwischen den verschiedenen Konfessionen, das von Misstrauen und Angst um den Fortbestand hergebrachter Freiheiten und Rechte geprägt war. Die französische Politik bemühte sich, durch Maßnahmen zur Vereinheitlichung der heterogenen Rechtsverhältnisse die konfessionellen Konflikte zu entschärfen. *Horst Carl* (Gießen) schließlich gab einen Überblick über Religion und Kriegserfahrung im kontinentalen Nordwesteuropa aus der Perspektive der Geistlichkeit wie der einfachen Soldaten: Die Indienstnahme der Kirchen durch den Staat äußerte sich neben der geistlichen Legitimation vor allem in ihrem Beitrag zur Verankerung der Konskription in der Landbevölkerung; in den Briefen einfacher Soldaten dagegen finden religiöse Prägungen zwar ihren Niederschlag, allerdings ohne dass dies zu einer an der zeitgenössischen religiösen Semantik orientierten regelrechten sakralen Aufwertung des Krieges führen würde.

Die abschließende vierte Sektion, kommentiert von *Heide Wunder* (Kassel), galt „Deutungen und Tradierungen“ der Epoche um 1800. *Claudia Ulbrich* (Berlin) stellte die 1821 erstmals erschienenen und in der Folge vielfach neu herausgegebenen und modifizierten Lebenserinnerungen der Schweizer Offizierswitwe *Regula Engel* (1761-1853) vor. In den verschiedenen Versionen des Textes lassen sich die Konstruktion von Geschlechtern wie von Geschichtsbildern und das Bemühen um Kohärenz angesichts erlebter Umbrüche anschaulich nachvollziehen. Geschlechterkonstruktion stellte auch das Thema von *Julia Murken* (Tübingen) dar, die sich den Vorstellungen von Männlichkeit während des napoleonischen Russlandfeldzuges widmete. Im Gegensatz zu retrospektiven Texten mit ihrer Tendenz zur Heroisierung und Nationalisierung männlicher Tugenden wird die Kriegsteilnahme in zeitgenössischen Quellen für Männlichkeitskonstruktionen noch nicht in Dienst genommen. *Wolfgang Burgdorf* (München) setzte sich in seinem Referat mit der Vergangenheits- und Identitätspolitik der deutschen Staaten zwi-

schen 1803 und 1820 auseinander. Der Notwendigkeit einer Neukonstruktion der eigenen Geschichte wurde vielfach durch eine Konzentration auf das Mittelalter begegnet; die für die Konstruktion offizieller Geschichtsbilder vielfach sperrige zeitgenössische Geschichte dagegen fand ihren Platz in individualisierter Form in der bald aufblühenden Memoirenliteratur. *Dagmar Günther* (Bielefeld) schließlich spannte den Bogen zur Memoirenliteratur im Deutschen Reich nach 1871 und den darin thematisierten Kindheitserinnerungen vom Anfang des Jahrhunderts. Die Autoren orientierten sich zwar an den Werthaltungen des Kaiserreiches; vielfach blieb aber eine gewisse Ambivalenz zwischen der Schilderung von Kindheitsabenteuern und nationalen Sprachregelungen bestehen.

Im Ganzen machte die Tagung in der Breite der präsentierten Themen und Methoden die Sensibilität der Jahre um 1800 deutlich. Angelpunkte der Diskussionen lassen sich mit den zentralen Begriffen „Herrschaft“, „Übergangsgesellschaft“ und „Säkularisierung“ grob umreißen. Als ausdrückliches Desiderat wurde die Einbeziehung des sozioökonomischen Wandels in die präsentierten Fragestellungen angemahnt. Es wurde deutlich, dass vor allem das Verhältnis der Kategorien „Tradition“ und „Modernität“ weiterhin des intensiven Austausches zwischen den Teildisziplinen der Frühen Neuzeit und der Geschichte des 19. Jahrhunderts bedarf, wozu die Tagung zahlreiche Impulse gab.

Olaf Jessen

„Zur Geschichte des militärischen Denkens vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert“. Workshop des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. in Kooperation mit der Universitätsbibliothek Stuttgart und dem Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt.
29. bis 30. April 2004, Universitätsbibliothek Stuttgart

Das Einführungsreferat hielt *Daniel Hohrath* (Esslingen), Organisator der Tagung. Die „Neue Militärgeschichte“, so Hohrath, habe sich bisher kaum der Geschichte des Denkens über den Krieg angenommen. Militärisches Denken beschäftige sich mit Kriegführung wie Kriegstechnik und definiere sich durch die Selbstbeschränkung, nicht nach dem Krieg als solchem zu fragen, sondern ihn als gegeben vorauszusetzen. Der Historiker stehe vor zwei Hauptaufgaben: Er müsse einerseits die Logik militärischen Denkens nachvollziehen und es andererseits in den sozialen, kulturellen und geistigen Zeit-horizont einordnen.

Alaric Searle (München) stellte „Überlegungen zu einer militärischen Ideengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“ an. Searle betonte, die Geschichte des militärischen Denkens sei die Geschichte eines internationalen Ideenaustausches. Um das weite Forschungsfeld einzugrenzen, entwickelte Searle ein methodisches Drei-Säulen-Modell, das auf den Schlüsselbereichen Militärtheorie, Militärdoktrin und Militärpublizistik fußt. Wichtigste Säule, so Searle, sei die Militärtheorie, also die Antwort der Fachleute auf Fragen des Heerwesens und des Krieges der Zukunft.

Jutta Nowosadtko (Essen) sprach über „Modernisierung, Evolution und die Schwierigkeiten, ‚lange Linien‘ theoretisch zu fassen“. Nowosadtko skizzierte die „Systemtheorie“ des Soziologen Niklas Luhmann (1927-1998). Luhmann ging der Frage nach, wie eine Beschreibung der Sozialordnung moderner, hochkomplexer Gesellschaften zu strukturieren wäre. Begreife man, so Nowosadtko, das Militär im Sinne Luhmanns als „Organisationssystem“, könne man die Modernität einer Armee möglicherweise genauer beurteilen; denn nach Luhmann sei das Kennzeichen von Modernität die Eigendynamik der Teilsysteme, zum Beispiel von Militärbehörden oder Waffengattungen.

Rainer Leng (Würzburg) referierte über „Büchsenmeisterbücher - eine neue Literaturgattung des Spätmittelalters“. Leng stellte das Buch „Bellifortis“ („Der im Krieg Starke“) aus der Feder Konrad Kyesers vor. Dass sich das Werk an den Adel richtete, offenbarten unter anderem die Buchmalereien.

In seinem Vortrag, reich bebildert, erläuterte Leng eindrucksvolle Beispiele. Die ersten Büchsenmeisterbücher hingegen hätten mehr dem beruflichen Austausch gedient und Spezialwissen vermittelt. Mit über 300 Handschriften allein im 15. und 16. Jahrhundert liefere diese Quellengattung einen gewaltigen Fundus.

Der Vortrag von *Christian Ottersbach* (Esslingen) über „Die Festung im Garten: Fortifikation als pädagogisches Lehrmittel vom 17. - 19. Jahrhundert“ behandelte einen kuriosen Teil der Prinzenenerziehung: die Ausbildung in der Belagerungskunst durch naturgetreue Miniaturfestungen. So habe Mazarin dem kleinen Ludwig XIV. eine „Lustschanze“ im Garten des „Palais Royale“ geschenkt; beim Bau von „Osborne House“ auf der Insel Wight hätten englische Königskinder unter der Anleitung von Ingenieuren selbst Hand angelegt und Kaiser Wilhelm II. habe für seine Söhne in Sanssouci ein Übungsfort errichten lassen, ausgestattet mit funktionstüchtigen Miniaturkanonen der Firma Krupp.

Michael Sikora (Münster) sprach über „Clausewitz und die Kriegsgeschichte“. Wer allein von der Zahl seiner Schriften ausgehe, so Sikora, müsse Clausewitz eher als Kriegshistoriker denn als Theoretiker betrachten. Den Grundsatz, aus der Erfahrung - der Kriegsgeschichte - zu lernen, habe er von seinem Lehrer Scharnhorst übernommen. Gleichzeitig sei es Clausewitz darum gegangen, die Kriegsgeschichte zu systematisieren. Obwohl ihm die Theorie stets nur ein Mittel der Belehrung und niemals selbst Lehre gewesen sei, habe Clausewitz sich dadurch vom praxisbezogenen Scharnhorst entfernt. Im Grunde sei er eben jenen Kräften nähergerückt, die er entschieden zu bekämpfen trachtete: den Theoretikern methodischer Kriegführung.

„Krieg Spielen. Aspekte eines zivil-militärischen Gemeinschaftsprojekts“ - so betitelte *Dierk Walter* (Hamburg) sein Referat, das im Kriegsspiel eine Kulturbegegnung zwischen Zivil und Militär ausmachte, ihm aber zugleich eine schlechte Presse bescheinigte, denke man dabei doch vor allem an „Egoshooter“ oder an das Schulmassaker von Erfurt. Kriegsspiele, eine deutsche Erfindung, seien in Preußens Armee durch Generalstabschef von Müffling eingeführt worden. Walter zeichnete die Geschichte des Kriegsspieles bis zur Gegenwart nach. Heute seien solche Spiele meist computergestützt, ähnelten aber noch immer den Kriegsspielen des 19. Jahrhunderts und führten zu einer Annäherung zwischen Militär und Zivil.

Max Plassmann (Düsseldorf) fragte nach „Montecuccoli im Rucksack? Kriegswissenschaft und Kriegspraxis bei Ludwig Wilhelm von Baden“. Der kaiserliche Generalleutnant Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1655-

1707), „Türkenlouis“ genannt, kämpfte 1675 als „Volontär“ unter Raimondo Montecuccoli (1609-1680) und führte später den Oberbefehl gegen Frankreich wie auch gegen das Osmanische Reich. Plassmann erörterte, ob die Operationen des Markgrafen tatsächlich auf Grundsätzen Montecuccolis beruhten, immerhin der angesehenste Theoretiker seiner Zeit. Fest stehe, so Plassmann, dass der Badener von Montecuccolis Theorien inspiriert worden sei, die in ihrer Flexibilität schon an Lehren von Scharnhorst oder Clausewitz erinnerten.

Ewa Herfordt (Braunschweig) stellte ihr Dissertationsprojekt vor: „Wissen nach Augenmaß. Ingenieurgeografen in der Lehre und Praxis der Feindaufklärung während des 7jährigen Krieges“. Die französische Genieschule in Mézières, erklärte Herfordt, sei Mitte des 18. Jahrhunderts zum Geburtsort einer Spezialtruppe geworden, die im Prozess der militärischen Professionalisierung eine Vorreiterrolle übernommen habe: die Ingenieurgeografen. Sie hätten Kartenmaterial erstellt und Frankreichs Armeen während des Siebenjährigen Krieges ins Feld begleitet, um Lagerplätze oder Marschwege vorzubereiten. Ihre Feindaufklärung, behauptete Herfordt, habe sogar den Ausgang von Schlachten entschieden.

Christian Th. Müller (Hamburg) sprach über „Kriegsbild, Kriegserfahrung, Kriegsprognose. Überlegungen zur militärwissenschaftlichen Verortung des Ersten Weltkrieges in der deutschen Militärpublizistik“. Müller fragte nach Möglichkeiten und Grenzen institutionellen Lernens im deutschen Militär vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg. Durch die Erfahrungen des Stellungskampfes und dank technischer Neuerungen hätten Offiziere wie Seeckt die Vorstellung vom Blitzkrieg als „Strategie des armen Mannes“ entwickelt.

Winfried Mönch (Stuttgart) erinnerte an den Militärschriftsteller Alexander Schiffrin, als „Max Werner“ in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein angesehener Publizist der deutschen Sozialdemokratie. Schiffrins Buch „Aufmarsch zum zweiten Weltkrieg“ (1938), verfasst schon im französischen Exil, stütze sich auf die zeitgenössische Militärpublizistik, prophezeie die Unausweichlichkeit eines Weltkrieges sowie die militärisch entscheidende Rolle der Sowjetunion - letzteres habe 1938 noch als Außenseitermeinung gegolten.

Die epochenübergreifende Tagung, glänzend organisiert, spiegelte die ganze Bandbreite militärgeschichtlicher Forschung. Sie bot zudem ihren besonderen Höhepunkt. Daniel Hohrath, Werner Stephan (Direktor UB Stuttgart) und Kai Uwe Tapken (Direktor WMR) eröffneten eine Ausstellung, die 2003

schon im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt zu sehen war: „Die Kunst des Krieges lernen? Die Entwicklung der Militärwissenschaften zwischen Renaissance und Aufklärung“. Durch Hohrath gestaltet, verdeutlichte sie die wichtige Rolle des Buchdrucks bei der Entfaltung kriegerischer Macht von der „Militärischen Revolution“ bis zum Zeitalter der „gezähmten Bellona“. Bestaunt werden konnte unter anderem das erste deutschsprachige Buch über den Festungsbau. Sein Verfasser: Albrecht Dürer.

Cornel Zwierlein

„Militari e società civile nell’Europa dell’Età moderna (XVI-XVIII secolo) – Militär und Gesellschaft im Europa der Neuzeit (16.-18. Jahrhundert)“ - Trient (Italien)
vom 13. bis 17. September 2004

Die diesjährige, 47. Studienwoche des Istituto italo-germanico in Trient organisierten *Claudio Donati* und *Bernhard Kroener* unter Mitwirkung von *Ralf Pröve* zum Thema „Militari e società civile nell’Europa dell’Età moderna (XVI-XVIII secolo) – Militär und Gesellschaft im Europa der Neuzeit (16.-18. Jahrhundert)“. So ermöglichten die großzügigen italienischen Gastgeber es dem Arbeitskreis „Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit“, eine erste internationale Tagung abzuhalten.

Nach einleitenden Worten der Organisatoren führten Impulsreferate von *Giorgio Chittolini* (Mailand) und *Rainer Wohlfeil* (Hamburg) in die Thematik ein. *Chittolini* hob einige strukturelle Entwicklungsmomente der Militärgeschichte für den Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit hervor, so auf verfassungsrechtlicher und begriffsgeschichtlicher Ebene die Entwicklung vom Gottesfrieden hin zum „ewigen“ vom König gewährleisteten Landfrieden bei gleichzeitiger Konzentration des *ius ad bellum* beim Souverän. *Rainer Wohlfeil* skizzierte einige Tendenzen der deutschen Militärgeschichte, insbesondere ihre lange Zeit periphere Stellung in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Folge der Tabuisierung von „Krieg“ schlechthin.

In der ersten Sektion, die dem Verhältnis von Militär und Staat gewidmet war, lieferte *Giovanni Muto* (Neapel) eine Synthese der Forschung zur Entwicklung der spanischen Armeen und der Flotte im 16. und 17. Jahrhundert sowie der Staatsfinanzen. *Frank Göse* (Potsdam) gab einen Überblick über den Prozess der Professionalisierung des Militärs vom 16. zum 17. Jahrhundert mit Bezug auf brandenburg-preußische, bayerische und braunschweigische Beispiele vor allem im Sinne einer Ausdifferenzierung innerhalb und Umgestaltung des Adels. *Christopher Storrs* (Dundee) skizzierte am Beispiel des spanischen Sondergerichts („*fuero militar*“) mit einigen Vergleichen zur englischen Situation die Herausbildung einer spezifischen Militärgerichtsbarkeit in der Frühen Neuzeit als ein Forschungsdesiderat und formulierte einige präzise Leitlinien, anhand derer man sich der Materie nähern könnte. Die zweite Sektion war den militärischen Identitäten in Europa gewidmet. *Angelantonio Spagnoletti* (Bari) analysierte einige Biographien und Traktate ita-

lienischer Soldaten in spanischen Diensten auf die Rollenvorgaben für das Selbstbild des Adels als besonders befähigte Gruppe in Bezug auf das ciceronische Binom Ehre / Nutzen und das Verhältnis von landeseigenen und fremden Soldaten hin. *Holger Th. Gräf* (Marburg) fragte danach, welchen Beitrag Selbstzeugnisse für die Militärgeschichte leisten können. Hierzu befragte er bereits edierte Selbstzeugnisse von Soldaten und Offizieren auf die dort verschriftlichten „Identitäts“-Komponenten und wie sich diese in der Wahrnehmungsordnung niederschlugen. *Giampiero Brunelli* (Rom) machte – unter Anlehnung an Claude Dubars Sozialisierungstheorie – anhand der Texte von Antonio Possevino (*Il soldato christiano*, 1569) und Cesare Palazzolo (*Il soldato di Santa Chiesa*, 1606) eine Entwicklung fest, die von einem konfessionell bestimmten Ansinnen hin zu einem stärkeren Bezug auf das Territorium des Staates als Referenzpunkt für den Identitätsdiskurs des kirchenstaatlichen Militärs weise.

Die dritte Sektion kreiste um die Struktur der militärischen Laufbahn in Preußen, Piemont-Savoyen und der Habsburgermonarchie. *Olaf Gründel* (Potsdam) zeichnete die Entwicklung des preußischen Offizierskorps im 18. Jahrhundert anhand einer prosopographischen Eckwerte-Datenbank nach und ging insbesondere auf das Phänomen der unterschiedlichen Konjunkturen im Hinblick auf die Verpflichtung „ausländischer“ Offiziere und deren Funktion ein. *Paola Bianchi* (Turin) zeigte die im italienischen Kontext außergewöhnlich innovationsfreudige Militärpolitik Savoyens, die eine dem preußischen Kantonsystem vergleichbare intermediäre Struktur zwischen Untertanenmiliz und Regulärtruppen schon etliche Jahrzehnte vorher eingeführt hatte. Schon früh umfasste sie eine professionelle innermilitärische Ausbildung der Offiziere in der entsprechenden königlichen Akademie. *Michael Hochedlinger* (Wien) stellte ein vor zwei Jahren begonnenes österreichisches Projekt eines biografischen, nicht national, sondern professionsspezifisch geordneten Lexikons zu den Generalsrängen der Vielvölker-Habsburgermonarchie in Datenbankform für die Zeit von 1618 bis 1815 vor. Hierfür lieferten die Vorarbeiten Antonio Schmidt-Brentanos schon ein beeindruckendes Fundament.

In der vierten Sektion betrachteten *Luis Ribot Garcia* (Valencia), *Stefan Kroll* (Rostock) und *Alessandra Dattero* (Mailand) das Verhältnis von Militär und Gesellschaft aus der lebensweltlichen „Nah-Perspektive“. *Ribot Garcia* tat dies für das konfliktreiche Miteinanderleben der einquartierten Soldaten in den spanischen Besitzungen Italiens. *Kroll* fragte nach den verschiedenen „Soldatenbildern“, die sich für Kursachsen im 18. Jahrhundert ausmachen

ließen. Er stellte hierbei die verschiedenen Perspektiven (der Landbevölkerung, der Entscheidungsträger und der Soldaten und Offiziere selbst, soweit eruierbar) fest und wandte sich gegen zu stark typisierende Thesen Oestreichs und auch Burschels bzw. die pauschalen Thesen von der Verbürgerlichung und Urbanisierung des Militärs. *Dattero* zeichnete für Mailand im 18. Jahrhundert den Transformationsprozess des ehemaligen eigenständigen Staates mit seiner Militärstruktur in eine Provinz der Habsburger-Monarchie sowie einen allgemeinen Urbanisierungs- und städtischen Demilitarisierungsprozess nach.

In der fünften Sektion ging es um „Militär und Kultur“. *Diego Quaglioni* (Trient) sprach über das „ius militare“, wie es sich im 16. bis 18. Jahrhundert einerseits in Kontinuität zur theologico-juristischen Tradition des Mittelalters, andererseits in Ausdifferenzierung und Integration neuer Ordnungsmuster entwickelte. Nicht nur das augustinsche, dann in der theologischen Scholastik und in der Kanonistik spezifizierte „ius ad bellum“ sei noch lange Gegenstand der Erörterungen gewesen, sondern zunehmend – gleichlaufend mit der langsamen Entstehung eines (Kriegs-) Völkerrechts „inter gentes“ – ging es um das „ius in bello“ und schließlich drittens um die Herausbildung einer spezifischen innermilitärischen Rechtsordnung. Er zeigte diesen Systemisierungsschritt beispielhaft an den Werken Pierino Bellis „De re militari“ (1558) und Balthazar Ayalas „De iure et officiis bellicis ac disciplina militari“ (1581). *Cornel Zwierlein* (München) untersuchte den Aspekt „Militär und Religion“ anhand des Fallbeispiels der Belagerung des ligistischen Paris 1590 durch Henri IV. im Hinblick auf die Wirk-Kausalitäten zwischen den verschiedenen Gruppen (Entscheidungseliten, professionelles Militär, Bevölkerungsmenge, „politiques“) und den Kontextfaktoren (Hunger, ligistischer Identitätsdiskurs des Widerstands). *Markus Meumann* (Halle) lieferte eine Analyse der historischen Semantik von „Krieg und Frieden“ auf der Basis von lexikalischer und „weniger gepflegter“ Semantik bis hin zur Ausdifferenzierung eines spezifischen utopischen Diskurses vom ewigen Frieden.

In der sechsten und letzten Sektion („Bild und Repräsentation des Militärs“) wurde zunächst der Beitrag des abwesenden *Piero del Negros* (Padua) verlesen. Er wies für die ungewöhnlich lange Periode von 80 Jahren weitgehenden Friedens zwischen 1718 und der Untergangskrise der Republik Venedig (1796/97) darauf hin, dass durchaus Kontinuitäten im militärorganisatorischen Bereich bestanden, es für die Serenissima aber schlicht politisch nicht mehr tunlich war, sich in große Kriege einzuschalten. *Martin Knauer* (Ham-

burg) trug dann ein animierendes Plädoyer für den Einbezug von Bildquellen in der Militärgeschichte vor. *Raingard Esser* (Bristol) analysierte anhand der Figur Michiel de Ruyters (1607-1676) in der Literatur die Verehrung der „Volks-Admiräle“ in den Niederlanden als Teil der Konstruktion einer gerade auch republikanischen Staatsidentität.

In der abschließenden Podiumsdiskussion wies u. a. *Peter Claus Hartmann* (Mainz) noch einmal auf das Alte Reich mit seiner rein defensiven Militärstruktur als lohnendes Vorbild für Europa hin, während *Ralf Pröve* (Berlin) aus globaler Perspektive angesichts der im Rahmen der Tagung behandelten Felder die Ähnlichkeit der europäischen Gegebenheiten hervorhob.

In der höchst gastfreundlichen Atmosphäre Trients entwickelte sich während der Tagung ein selbst für die traditionsreiche „settimana di studio“ ungewöhnlich lebendiger internationaler Dialog. Insofern erwies sie sich als voller Erfolg, und man möchte wünschen, dass sie auch in Zukunft ohne Abstriche in vergleichbarer Form wird stattfinden können.

Sonja Neubauer

„Christentum und Krieg in der Moderne“
26. bis 29. September 2004 in Weingarten

Vom 26. bis 29. September fand in Weingarten (Oberschwaben) die Studientagung „Christentum und Krieg in der Moderne“ statt, gemeinsam veranstaltet von Geschichtsverein und Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Sie widmete sich den Deutungsformen von Krieg, der Rolle der Kirchen und dem religiösen Erleben des Einzelnen und der Gesellschaft in Zeiten des Krieges.

Die Tagung wurde durch den öffentlichen Vortrag von *Andreas Holzem* (Tübingen) eingeleitet, der nach den Kontinuitäten von religiöser Kriegsdeutung und Kriegserleben von der Frühen Neuzeit bis in die Moderne fragte. So gilt der Religions- und Konfessionskrieg unter den Frühneuzeithistorikern zwar mit Ende des Dreißigjährigen Kriegs 1648 als überwunden, doch blieb Religion zur Begründung und Bewältigung von Krieg bis in das 20. Jahrhundert unersetzlich, wie auch weiterhin weltliche Legitimation nicht ohne religiöse Motive bestehen konnte. Zudem erhielt sich die Formel des gottlosen Gegners als ein stark propagiertes Kriegsmotiv für alle Nationen – bis zum heutigen Tag.

Horst Carl (Gießen) sprach über das Spannungsverhältnis zwischen Kirche und Staat in der napoleonischen Zeit, welches insbesondere bei der Übertragung der persönlichen Religion in den Soldatenberuf zum Ausdruck kam. Einerseits sollte die Kirche Kriege religiös legitimieren, andererseits ließen die Armeen als „totale Institutionen“ konkurrierenden Deutungsmustern wenig Entfaltungsraum. So positionierte sich die Kirche an den Nahtstellen von zivilem Leben und Armee: bei der Einberufung und beim Totenkult.

Nikolaus Buschmann (Tübingen) behandelte die Zeit von 1830-1870. Er zeigte, dass die Nation ein neues Element der Kriegsdeutung wurde, das mit religiösen Deutungsmustern verschmolz. Zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt sich ein stärkeres Konfessionsbewusstsein, was dem Begriff „Nation“ neue Definitionsansätze gab.

Den Kampf um die Ordnungssysteme Nation und Konfession erläuterte *Christian Rak* (Ehingen) am Beispiel des deutsch-französischen Krieges. So setzten beispielsweise deutsche Protestanten „französisch“ mit „katholisch“, „deutsch“ mit „protestantisch“ gleich. Deutsche Feldgeistliche standen damit im bei Carl besprochenen Spannungsfeld. Ihre Aufgabe war es, den

Konfessionsstreit aus der Armee fernzuhalten und die Soldaten zur Kampfbereitschaft für ihre Nation zu ermutigen.

Noch der Erste Weltkrieg wurde als traditioneller Verteidigungskrieg gegen die Ungläubigen propagiert, so *Klaus Schreiner* (Bielefeld/ München). Ein besonderes Phänomen der erhöhten religiösen Sensibilität dieser Zeit war die intensive Marienverehrung. Sie kam zum einen in einer persönlichen Volksfrömmigkeit (insbesondere unter den Soldaten) zum Ausdruck, zum anderen in einer seelsorgerisch-liturgischen Praxis und ging soweit, dass Papst Benedikt XV. auf Bitten König Ludwigs III. von Bayern Maria 1916 zur „*Patrona Bavariae*“ deklarierte.

Das Gedenken an Kriegsoffer im Klerus am Beispiel der Diözese Nancy (Frankreich) thematisierte *Annette Jantzen* (Strasbourg). Die Erinnerungen in Form einer Gedenktafel und einem Goldbuch zeigen, dass in den modernen Kriegen altbewährtes religiöses Vokabular benutzt und der Tod der Priester als Opfer für die Nation verehrt wurde. Nation und Religion wurden hier untrennbar verbunden gesehen.

Sabine Kienitz (Tübingen) behandelte die Debatte 1914-1918 in der katholischen Kirche, ob kriegsversehrte Priesteramtskandidaten die Weihe erhalten dürften. Hatte die Kirche einerseits den Dienst auf dem Schlachtfeld einem Gottesdienst gleichgestellt, so passten kriegsbeschädigte Priester nicht in das kirchenrechtlich sanktionierte Idealbild, wonach ein Priester nicht nur moralisch-sittlich, sondern auch körperlich makelfrei zu sein hatte, zumal aufgrund der symbolischen Funktion des Körpers in der Liturgie. Erst für die letzten Kriegsjahre ist ein Umdenken in einigen Bistümern belegt.

Christoph Holzapfel (Tübingen) befasste sich mit den Hirtenbriefen der Diözesen Freiburg und Rottenburg während der beiden Weltkriege. Sie zeigen, dass der Erste Weltkrieg noch ganz im Zeichen traditioneller Deutungsmuster für Krieg stand (Krieg als Gottesstrafe, Aufruf zur Buße und Leidensbereitschaft), während sie im Zweiten Weltkrieg von den Bischöfen Gröber und Sproll nicht mehr benutzt wurden. Holzapfel zog den Schluss, die Bischöfe seien einerseits angesichts der modernen Art, Krieg zu führen, andererseits um dem nationalsozialistischen Krieg nicht eine religiöse Weihe zu erteilen, zur Zurückhaltung bewegt worden.

Mit dem Blick auf die künstlerische Verarbeitung von Kriegserleben wandte sich *Edgar Lein* (Braunschweig) der Kriegsdarstellung in der modernen Malerei am Beispiel von Otto Dix zu. In dessen „Kriegs-Triptychon“ (1929-32), das ein realistisches Bild vom Schrecken des Krieges zeichnet, übernahm

Dix nicht nur Motive der christlichen Kunst aus Gemälden von Grünewald, Cranach und Holbein, sondern verwendete auch die christliche Bildform des dreiteiligen Kultbildes. Sie bewirkt eine Sakralisierung des profanen Themas Krieg und wurde im Nachkriegsdeutschland für Darstellungen des Krieges, der Zerstörung und Folter häufig verwendet.

Stefan Hanheide (Osnabrück) skizzierte Werke der Antikriegsmusik im Umfeld der beiden Weltkriege. Aspekte von Religion lassen sich hier durch die Verwendung von liturgischen Titeln, liturgischen Formen, biblischen Texte und Gebetshaltungen fassen. Auch Komponisten, die dem Sozialismus nahe und der Religion entsprechend fern standen, wandten sich religiösen Formen zu. Für die Ausprägung und Intensität des Religiösen in den Werken ist allerdings das Verhältnis des Komponisten zur Religion ausschlaggebend.

Antonia Leugers (München) ging der Frage nach, wie sich die Deutsche Bischofskonferenz und deren Ordensausschuss in der Zeit des Zweiten Weltkrieges verhielten. Erkennbar ist für die ersten Kriegsjahre zunächst eine konservative, recht einvernehmliche Haltung der Bischöfe mit der Kriegsführung Hitlers, angeführt vom Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Bertram. Sie begründete sich in der Angst vor dem Bolschewismus und der traditionellen Vorstellung, dass Kirchen- und Staatsführung gleichermaßen von Gott erwählt seien. 1940 bildete sich eine Opposition um Bischof Preysing, der diese Haltung anprangerte. Doch erst 1943 wurde mit dem Dekalog-Hirtenbrief der erste Brief veröffentlicht, der Euthanasie und Sammellager vorsichtig verurteilte.

Als gleichermaßen verbindend bezeichnete *Gerhard Besier* (Dresden) den Antibolschewismus zwischen Protestantismus und Nationalsozialismus. Nach dem Krieg tat sich die protestantische Kirche mit einem öffentlichen Schuldbekenntnis schwer. Die „Stuttgarter Schulderklärung“ vom Oktober 1945 löste eine Welle der Empörung in der Bevölkerung aus, die es als politisches Eingeständnis einer deutschen Kollektivschuld ansah.

Von den tief verwurzelten feindlichen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland sprach *Robert Zurek* (Berlin/Warschau). In einem Exkurs über die Teilungen Polens und dem folgenden gegenseitigen Anspruchstreit um die Gebiete zwischen alten und neuen Grenzen wurde die starke Prägung der Feindbilder, auch auf religiöser Ebene, verdeutlicht, die mit den Geschehen im Zweiten Weltkrieg ihren Höhepunkt fand. Die gegenseitige Unversöhnlichkeit, die zunächst herrschte, wurde erst in den sechziger Jahren von politischen Initiativen aufgebrochen. Ab da waren zumindest Teile der Kirchen

treibende Kräfte der deutsch-polnischen Aussöhnung. In der Schlussdiskussion kristallisierten sich einige Punkte heraus, die den Bruch der theologischen Motive von Krieg mit dem Zweiten Weltkrieg markieren könnten. So musste die Kriegserfahrung eher als Diktaturerfahrung ver- und aufgearbeitet werden, die letztlich erst durch einen Generationenwechsel auf gesellschaftlicher, aber auch kirchlicher Ebene vollzogen wurde. Zudem wurde mit der Identitätsform „Nation“ ein neues Sinnangebot installiert, welches sich zwar religiöser Metaphorik bediente, aber Religion im öffentlichen Diskurs (wenn auch in Deutschland gebrochen) weitgehend ablöste. Allerdings ist anzunehmen, dass in der Lebenswelt des Einzelnen Religion eine stärkere Stellung behielt als der Nationalismus.

Protokoll der Mitgliederversammlung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. am 29. Oktober 2004 in Potsdam (Universität Potsdam/Neues Palais)

Es sind zwölf Mitglieder anwesend. Die Sitzung wird um 15.00 Uhr vom Vorsitzenden des Vereins, Herrn Professor Dr. Bernhard R. Kroener, eröffnet, der die Anwesenden begrüßt und die Tagesordnung vorstellt, die acht Punkte enthält:

1. Genehmigung der Tagesordnung
2. Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung in Halle 2002
3. Bericht des Vorsitzenden
4. Bericht des Schatzmeisters
5. Bericht des Kassenprüfers
6. Entlastung des Vorstandes
7. Neuwahlen zum Vorstand
8. Neuwahl der Kassenprüfer

zu 1) Die Tagungsordnung wird auf Antrag von Herrn Winnige um den TOP Verschiedenes ergänzt und sodann einstimmig genehmigt.

zu 2) Das Protokoll der Mitgliederversammlung 2002 wird ebenfalls einstimmig genehmigt.

zu 3) Herr Kroener beginnt seinen Bericht mit einem Rückblick auf die nun fast zehnjährige Arbeit des Arbeitskreises; er verweist dabei auf den ausführlichen schriftlichen Rückblick, den Herr Pröve und er im letzten Heft der Zeitschrift vorgelegt haben. Im einzelnen benennt Herr Kroener die Entwicklung der Zeitschrift in diesem Zeitraum, die sich von einem fotokopierten Blättchen zu einer veritablen wissenschaftlichen Zeitschrift entwickelt habe und nun seit dem letzten Heft im Universitätsverlag Potsdam verlegt wird, die Abhaltung von bisher insgesamt fünf Tagungen und zwei Workshops, aus denen jeweils ein Sammelband hervorgegangen ist, und schließlich die im Jahr 2000 begründete Schriftenreihe „Herrschaft und soziale Systeme“, in der in diesem Jahr drei Bände erschienen sind.

Anschließend referiert Herr Kroener über die 47. Studienwoche des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, die im September unter Leitung von Herrn Kroener und seinem italienischen Kollegen Claudio Donati sowie starker Beteiligung von Vorstand und Mitgliedern des AMG stattgefunden hat. Er zeigte sich überzeugt, dass diese Kooperation die Wahrnehmung der Aktivitäten des Arbeitskreises im Ausland weiter befördern werde. Er erläutert in diesem Zusammenhang noch einmal die Notwendigkeit der Teilnahme beider Vorsitzender an der Studienwoche und die daraus resultierende Abhaltung der Mitgliederversammlung zu einem späteren Termin.

Herr Kroener schließt seinen Bericht mit einem Ausblick auf die kommenden AMG-Tagungen 2005 und 2007. Für die Tagung „Krieg, Militär und Migration“, die unter Leitung von Matthias Asche, Michael Herrmann und Anton Schindling im nächsten Jahre in Tübingen stattfinden wird, liegen bereits ein schriftliches Programm und eine kleine Informationsbroschüre vor. Die Tagung 2007 wird Jutta Nowosadtko in Kooperation mit dem Rechtshistoriker Prof. Dr. Diethelm Klippel zum Thema „ius militare“ vorbereiten.

In der sich anschließenden kurzen Aussprache teilt Herr Möbius mit, dass die Information über die Trienter Studienwoche von mehreren Mitgliedern als unzureichend bzw. verspätet empfunden worden sei. Herr Kroener bedauert dies, verweist aber darauf, dass die organisatorische Leitung beim Trienter Institut lag und der Vorstand somit nicht frei in der Planung und der Gestaltung der Teilnahme war. Frau Lehmann bittet um weitere Informationen zur Tübinger Tagung, woraufhin Herr Kroener das Wort an Herrn Herrmann abgibt.

zu 4) Herr Winnige wendet sich in seinem Bericht zunächst der weiterhin steigenden Zahl der Mitglieder zu. Diese beträgt nunmehr 136 Personen, davon 114 in Deutschland und 22 im Ausland. U.a. sind in den vergangenen Monaten je ein Kollege aus Luxemburg und Marokko dem Arbeitskreis beigetreten. Der Anteil weiblicher Mitglieder beträgt rund 20 Prozent.

Weiter informiert Herr Winnige die Mitglieder über die Finanzen des Vereins. Die Jahresabschlüsse 2002 und 2003 weisen jeweils einen Überschuss aus. Der erhebliche Zuwachs am Jahresende 2003 um € 2421,66 ist allerdings weitgehend durch Zuschüsse für Vorhaben bedingt, die erst in 2004 realisiert werden konnten. Der Kontostand am 27.10.2004 beträgt € 3450,35 und weist somit seit Jahresbeginn eine negative Differenz von € 227,39 auf.

Es schließt sich eine kurze Diskussion zwischen Herrn Winnige und Frau Gahlen über die Zahlungstermine des Zuschusses zur Zeitschrift durch das MGFA an.

zu 5) Da sich der bisherige Kassenprüfer Herr Plassmann nicht in der Lage sieht, diese Funktion weiter auszuüben, wählt die Versammlung Frau Nowosadtko zur Kassenprüferin. Diese nimmt daraufhin die Prüfung der Kontoauszüge und Belege vor, die Herr Winnige mitgebracht hat, wofür die Sitzung unterbrochen wird. Der anschließende Bericht von Frau Nowosadtko ergibt keine Beanstandungen.

zu 6) Herr Göse beantragt die Entlastung des Vorstandes, die einstimmig gewährt wird.

zu 7) Unter Leitung von Herrn Göse werden sodann die Wahlen zum Vorstand durchgeführt. Über die vom Vorstand vorgeschlagene Liste wird am Block und per Akklamation abgestimmt. Zum ersten Vorsitzenden wird mit 8 Stimmen bei 4 Enthaltungen Ralf Pröve gewählt. Zum zweiten Vorsitzenden wird mit 8 Stimmen bei 4 Enthaltungen Horst Carl gewählt. Im Amt des Schriftführers wird mit 8 Stimmen bei 4 Enthaltungen Markus Meumann bestätigt. Zur Schatzmeisterin wählen die Anwesenden mit 8 Stimmen bei 4 Enthaltungen Jutta Nowosadtko. Als Beisitzer werden mit je 8 Stimmen bei 4 Enthaltungen Gundula Gahlen bestätigt bzw. Matthias Asche neu hinzu gewählt. Alle Gewählten nehmen die Wahl an, die Abwesenden haben dies zuvor schriftlich gegenüber dem Vorstand mitgeteilt.

zu 8) Herr Pröve ergreift als neuer erster Vorsitzender das Wort und dankt dem bisherigen Vorstand für seine Arbeit. Sodann werden unter seiner Leitung Norbert Winnige und Sascha Möbius mit jeweils elf Stimmen bei einer Enthaltung zu Kassenprüfern gewählt.

zu 9) Auf Nachfrage von Herrn Winnige stellt Frau Nowosadtko kurz die von ihr geplante Tagungskooperation mit Herrn Klippel vor und verspricht eine nähere Erläuterung.

Um 16.30 Uhr erklärt der neue Vorsitzende, Herr Priv.-Doz. Dr. Ralf Pröve, die Mitgliederversammlung für beendet, und wünscht allen Anwesenden, insbesondere den Auswärtigen, eine gute Heimkehr.

Potsdam, den 4. November 2004
Bernhard R. Kroener Markus Meumann
(Versammlungsleiter) (Protokollführer)

REZENSIONEN

Peter Burke, *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*, Wagenbach, Berlin 2003; 252 S., 28 € [ISBN 3-8031-3610-5].

In seinem jüngsten Buch widmet sich Peter Burke der Bedeutung von Bildern für die Geschichtsschreibung, einem Thema also, das spätestens seit dem „pictural turn“ (Mitchell) auch in den Geschichtswissenschaften mehr Aufmerksamkeit erfahren hat. Burkes materialreiche Studie ist ein uneingeschränktes Plädoyer für die Verwendung von Bildern als historische Quellen, nicht nur, weil sie als Aussagen von Augenzeugen zeitgenössische Dokumente mit hohem Erkenntniswert sind, sondern auch, weil sie über andere Informationen als Texte oder mündliche Berichte verfügen und einen anderen Blick auf die Vergangenheit ermöglichen. Dabei hinterfragt er kritisch, „in welchem Umfang und auf welche Weise (...) Bilder tatsächlich zuverlässige Zeugnisse der Vergangenheit sein“ können (S. 16) und stellt die Notwendigkeit einer bildlichen Quellenkritik heraus, die in der Tat bisher noch als unterentwickelt gelten kann und wohl eine der Hauptursachen für das Unbehagen von Historikern im Umgang mit Bildern ist.

Das Buch beginnt und endet mit der Vorstellung verschiedener Methoden der Bildanalyse. Steht am Anfang noch einmal die Auseinandersetzung mit der im Umkreis von Aby Warburg entwickelten Ikonographie bzw. Ikonologie, so fordert Burke schließlich dazu auf, über die Ikonographie hinaus auch Ansätze aus Psychoanalyse, Strukturalismus und Rezeptionstheorie zu berücksichtigen, deren Grundlagen und Erkenntnismöglichkeiten er aber erst am Ende eingehender diskutiert. Obwohl dieser Aufbau nicht ganz glücklich ist, da Burke bereits im Hauptteil mit diesen Ansätzen arbeitet, so sind doch die letzten beiden Kapitel allein Grund genug, das Buch zu lesen. In einer Art kulturwissenschaftlichem Kompendium werden hier äußerst prägnant die Theoreme von Freud und Lacan, Foucault, Barthes und Eco bis hin zu den rezeptionsästhetischen Ansätzen der Kunsthistoriker Baxandall, Freedberg und Fried erläutert und ihre Anwendungsmöglichkeiten für die historiographische Arbeit mit Bildern dargelegt. Im thematisch gegliederten Hauptteil untersucht Burke Bilder des Heiligen, der Macht und der Gesellschaft, Bilder von Ereignissen und von Personen. Wie ein roter Faden zieht sich sein didaktisches Anliegen durch das ganze Buch, den Leser dafür zu

sensibilisieren, dass die „darstellende Kunst oft gar nicht so realistisch ist, wie sie scheint und gesellschaftliche Wirklichkeit eher verzerrt als reflektiert“. (S. 34) Es sei aber gerade dieser Prozess der Verzerrung, der dem Historiker wichtige Erkenntnisse über Mentalitäten, Ideologien und Identitäten vermitteln. Er zeigt, wie und warum Fotografen ihre Motive arrangierten, Flugblätter zur Indoktrination der reformatorischen Lehre verwendet wurden und politische Führer sich mit einem bestimmten Image öffentlich inszenieren. Er macht deutlich, dass im Sinne von Lacans Konzept des „Blickes“ (regard) die Wirklichkeit je nach Standpunkt des Künstlers oder Betrachters unterschiedlich aussehen kann. So müsse man auch bei Bildern im dokumentarischen Stil berücksichtigen, dass sie immer „eine gemalte (oder fotografierte) Meinung“ wiedergeben. (S. 136) Von besonderem Interesse für die Militärgeschichte sind zwei Thesen zum Schlachtenbild: In der Frühen Neuzeit habe sich nicht nur die Abkehr von der Wiedergabe einer beliebigen hin zur Dokumentation einer bestimmten Schlacht, sondern auch der Wandel vom heroischen zum antiheroischen Stil vollzogen.

In diesem anregenden Buch erweist sich Burke einmal mehr als ein Kulturwissenschaftler im wahrsten Sinne des Wortes, der - über alle Disziplinengrenzen hinweg und ohne Berührungsängste zu außereuropäischen Kulturen - der Geschichtswissenschaft durch die Hinwendung zum Bild eine ganze Reihe neuer Forschungsfelder eröffnet. Der Leser bekommt indes vor allem einen gut gefüllten Werkzeugkasten mit Methoden und Themen präsentiert, der im Bereich der Sozial- und Filmgeschichte besonders reich bestückt ist. Wie Geschichtsschreibung anhand bildlicher Quellen aussehen kann, erfährt man aber immer noch am besten in seiner Studie zu Ludwig XIV. Hier hingegen geht es ihm mehr um die systematische Entfaltung der komplexen Fragestellung, die einen narrativen Bogen und eine tiefergehende Analyse manchmal vermissen lässt.

Elke Anna Werner

Steffen Martus, Marina Münkler, Werner Röcke (Hrsg.), Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel, Akademie Verlag, Berlin 2003; 280 S., 36 s/w Abb. 69,80 € [ISBN 3-05-003587-0].

Arbeitskreis Historische Bildforschung (Hrsg.), Der Krieg im Bild - Bilder vom Krieg. Hamburger Beiträge zur Historischen Bildforschung, Peter Lang, Frankfurt/Main 2003; 276 S., 39,80 € [ISBN 3-631-39479-9].

Zwei Bände erschienen 2003, die sich „Bildern“ vom Krieg bzw. enger gefasst, vom Schlachtfeld widmen, wobei der Begriff „Bilder“ beide Male weiter gefasst ist und sich nicht nur auf Bildquellen bezieht. „Schlachtfelder“ befasst sich mit der Codierung von Gewalt im medialen Wandel und entstammte einer Tagung, die das an der Humboldt-Universität angesiedelte gleichnamige Graduiertenkolleg im Juni 2000 in Berlin veranstaltete. „Der Krieg im Bild“, der vom Hamburger Arbeitskreis für Historische Bildforschung herausgegeben wurde, befasst sich hingegen mit der Instrumentalisierung von Kriegsbildern. Ausschlaggebend hierfür waren zwei Tagungen des Arbeitskreises Historische Bildforschung, nämlich zum Thema „Inszenierte Wahrheit. Der Krieg im Bild/Bilder vom Krieg“, die vom 12.-13.10.2001 in Hamburg stattfand und „Bild - Medialität - Wirklichkeit. Konzepte der Visualisierung im kulturwissenschaftlichen Horizont“, Basel 2.-4.11.2001. Visualisierung und Medialisierung sind jene Bereiche, die im Moment in der frühneuzeitlichen Geschichtswissenschaft en vogue zu sein scheinen, wofür u.a. die interdisziplinäre Beschäftigung mit der Flugblattpublizistik als einer der Ausgangspunkte zu erwähnen ist. Darüber hinaus hat auch die Historische Bildkunde - als einer ihrer ersten Vorkämpfer kann der Begründer des Hamburger Arbeitskreises, Rainer Wohlfeil, gelten - in den letzten Jahren zunehmendes Forschungsinteresse gefunden. Am vielversprechendsten bleiben dennoch - und dies zeigen auch die beiden zu besprechenden Bände - interdisziplinäre Ansätze, wie sie gerade in der Bildkunde, aber auch den Medienwissenschaften unumgänglich sind.

Die Herausgeber der „Schlachtfelder“, Steffen Martus, Marina Münkler und Werner Röcke, wollen in der Einleitung Gewalt nicht als Gegenteil von Kultur oder als bloßen Unfall verstanden wissen, sondern vielmehr als Teil der Kultur (S. 9). Wobei ihrer Ansicht nach der Aspekt der Vermitteltheit und

Kulturalität von Gewalt insbesondere über historisch-anthropologische und medienhistorische Fragestellungen zu akzentuieren sei. Aus dieser Forschungsperspektive heraus wurde das Schlachtfeld als spezifischer Ort von kriegerischer Gewalt als konkretem Ausgangspunkt für die Analyse der Codierung von Gewalt thematisiert, um nicht nur historische Veränderungen des Schlachtfelds und seiner Wahrnehmung, sondern auch der Formen der Gewalt und zugleich das spezifische Imaginationspotential dieser konkreten Kriegsräume zu untersuchen (S. 9). Wichtig erschienen den Herausgebern dabei zum einen die taktischen und organisatorischen Veränderungen im Schlachtenablauf, die u. a. die Position des Feldherrn bestimmten, und zum anderen die Memorialkultur des Schlachtfeldes, die zu so unterschiedlichen Formen der Erinnerungstiftung wie Heldenlied oder historiographischer Schilderung führte (S. 12). Ein Schlachtfeld bzw. die Geschichte eines Schlachtfeldes unterscheidet sich demnach auch von einer Geschichte des Krieges, weil es, um eine konkrete Funktion erfüllen und gleichzeitig imaginative Faszination und Schrecken entfalten zu können, bestimmter Bedingungen bedarf, zu denen eine Memorialkultur, militärische Organisation sowie entsprechende technische Voraussetzungen gehören (S. 13). Es geht also nicht nur um das Schlachtfeld als konkretem historischen Ort, sondern vielmehr um seine Imagination, v. a. im Hinblick auf eine Memorialkultur, da das Schlachtfeld den Krieg strukturiert und damit erzählbar macht. Grob gliedert sich der Sammelband in drei thematische Blöcke: die Schlachtenrepräsentation, die sozio-kulturelle Codierung des Schlachtfeldes sowie die technisch-mediale Codierung. Der erste Teil reicht von den Schrecken der Schlachtfelder des Spätmittelalters und der Renaissance (V. Groebner), über die Semiotik musikalischer Battaglien (H. Danuser), Krieg als Capriccio bei Goya (G. Janzing), Clausewitz's Schlachtenbeschreibungen und -analysen (H. Münkler) bis hin zu Canovas Herakles und Lichas (M. Dönike) und Schlachtfeldern im Kino (A. Kaes). Der sozio-kulturelle zweite Teil beginnt wiederum mit dem Mittelalter, aus der Not des Besiegten eine Tugend zu machen (G. Althoff), er setzt fort mit der Schlacht als Rechtsentscheid (W. Schild), mit der Codierung kolonialer Schlachtfelder im 19. Jahrhundert (G. Kamekke), der soziologischen Schlachtfeldforschung (U. Bröckling), dem Schlachtfeld als Raum im Kopf (B. Hüppauf) und endet mit den männlichen und weiblichen Körpern als Schlachtfeld (R. Seifert). Drei Aufsätze umfassen den Teil der technisch-medialen Codierung: Räume taktischer Kriegsspiele (P. v. Hilgers), die Schlacht im glatten und gekerbten Feld während des 1. Weltkrieges (P. Berz), wobei es um Strategien und Taktiken des militäri-

schen Agierens geht sowie den Soldaten im Netz digitalisierter Gefechtsfelder (S. Kaufmann) im Zeitalter von „electronic soldier“ und „digitized battlefield“.

Es ist den Herausgebern gelungen, einen das Thema umfassend behandelnden Sammelband zusammenzustellen. Die unterschiedlichen interdisziplinären Ansätze überzeugen zumeist, wenn auch die Aufsätze qualitativ differieren. Bei allen Vorzügen der Einleitung, hätte man sich dennoch eine etwas ausformuliertere gemeinsame Basis gewünscht.

„Was ist ‚Wahrheit‘, wo beginnt und wo endet ‚Inszenierung‘. (S. 11)“, fragen Jens Baumgarten, Jens Jäger und Martin Knauer in ihrer Einleitung zu „Der Krieg im Bild“. Es stellt sich die Frage, ob dies die adäquate Fragestellung zum Thema ist. Zwar reflektieren die Herausgeber über die Bedeutung des Krieges, deuten ihn als komplexes Phänomen ebenso wie über die sich verändernden Motive von Kriegsdarstellungen oder über den moralischen Impetus, dennoch kommen sie zurück zum „echten“ Bild vom Krieg (S. 13). Auch wenn sie davon sprechen, dass dieses zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen eben als echtes Bild gegolten habe, so stellt sich doch die Frage, ob dies der springende Punkt ist. Würde es nicht einfach reichen, nach den unterschiedlichen Motiven, Rezeptionsbedingungen, Entstehungszusammenhängen, Interpretamenten etc. zu fragen? Ketzerisch gefragt - beschäftigen sich Historiker mit der Wahrheit? Auch die vorbeugende Annotation, dass es sich nur um Beiträge des 20. Jahrhunderts handelt, um der „Beliebigkeit interdisziplinärer Fragestellungen“ vorzubeugen, scheint etwas zu viel der Vorsicht. Es wäre eine Menge an Forschungsliteratur zu benennen - was die Herausgeber im Übrigen absichtlich unterließen, die zeigt, dass gerade interdisziplinäre Ansätze in Richtungen weisen, die dem „Durchschnittshistoriker“ auf diese Art und Weise gar nicht in den Sinn kämen.

Der Band ist ebenfalls in drei Themenblöcke gegliedert: der Instrumentalisierung von Bildern im Krieg, Bilder zwischen Anklage und Rechtfertigung sowie Reflexionen über den Krieg, wobei der zeitliche Schwerpunkt der Aufsätze auf dem 20. Jahrhundert und hier insbesondere auf dem 2. Weltkrieg liegt. Dabei befasst sich der erste Teil mit Bauplastiken zum NS Vertreibungskrieg im Osten (L. Jockheck), mit bekannten Kampfbildern der NS-Zeit (W. Schmidt), mit amerikanischen Werbeslogans des 2. Weltkriegs (M. Reiß) sowie mit der Funktion technischer Bilder im 2. Golfkrieg von 1991 (M. Lohoff). Der zweite Teil beinhaltet den Wandel von NS- bzw. Nachkriegs-Deutschland im anglo-amerikanischen Film-Bild (U. Prehn), das

Revival der - noch heute existierenden - Landser-Hefte in den 1950er Jahren (H. Knoch) sowie das Kriegsende 1945 in den Memoiren von Generälen (J. Zimmermann). Die Kriegsreflexionen im letzten Teil umfassen den Krieg in der deutschen Gegenwartskunst (I. Schenk-Weninger), den Erzähldiskurs im Schlachtenpanorama (M. Knauer) und eine Bilderchronik des Malers Ivan A. Vladimirov aus dem russischen Bürgerkrieg, (N. Katzer). Es würde hier zu weit führen, auf alle Beiträge einzugehen, die unterschiedliche Qualität aufweisen. Insgesamt überzeugt der Band jedoch und weist vorwiegend interessante Aufsätze zu unterschiedlichen Themen auf. Ausnahmen bilden dabei die bereits erwähnte Einleitung, die auch von einer enttäuschenden Perspektivlosigkeit zeugt, sowie die Beiträge von W. Schmidt, der die Wahrheitssuche der Herausgeber aufnimmt, oder J. Zimmermann, dessen Beitrag sich vor allem durch Polemik auszeichnet und weniger zu klären versucht, warum die untersuchten Generalsmemoiren auf die Art und Weise abgefasst wurden und in welchem damaligen gesellschaftlichen Kontext sie entstanden.

Es täte den beiden Bänden unrecht, sie vergleichend zu beurteilen, dazu sind sie zu unterschiedlich strukturiert und konzipiert. Dennoch ist insgesamt festzuhalten, dass beide auf ihre Art überzeugen und neue Anregungen für die Forschung liefern.

Andrea Pübringer

Johann Carl Wilhelm Moehsen, Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder unter den Soldaten. Nach dem Manuskript aus den Materialien der Berliner Mittwochsgesellschaft, hrsg. von Hans-Uwe Lammel, Wehrhahn-Verlag, Hannover 2004; 63 S., 10 € [ISBN 3-932324-33-1].

Es ist das etwas andere, vordergründig eher unspektakuläre Büchlein, das Einblick in ein bis heute vernachlässigtes Themenfeld der Militärgeschichte gibt. In einer Reihe „Fundstücke“ ediert der Wehrhahn Verlag neuerdings Texte des 17. bis 19. Jahrhunderts, darunter neben literarischer Prosa und Lyrik auch kulturhistorisch relevante Abhandlungen und Handschriften. Hier handelt es sich um die Originalfassung eines Vortrages (17 Druckseiten und 3 Tabellen), den der Berliner Arzt Johann Carl Wilhelm Moehsen (1722-1795), der kurz Leibarzt Friedrichs II., darüber hinaus Mitglied des Obercollegium Medicum und der Berliner Akademie der Wissenschaften sowie Kreisphysikus des Teltowschen Kreises war, in einer Sitzung der berühmten „Berliner Mittwochsgesellschaft“ im Februar 1787 gehalten hatte. Eine zweite, allerdings stark veränderte Version, erschien 1788 in der „Berlinischen Monatsschrift“ anonym. Auf den Wiederabdruck dieser Fassung wurde hier verzichtet. Dies stellt jedoch kein Manko dar, da den größten Raum des Büchleins ein kluges editorisch-kritisches Nachwort des Herausgebers, des Medizinhistorikers Hans-Uwe Lammel (Berlin/Rostock) einnimmt.

Darin stellt Lammel auf 32 Seiten den Vortragstext gezielt in seinen historischen und eben nicht nur medizinhistorischen Kontext und vergleicht dessen elementare Passagen mit der entschärften gedruckten Fassung. Dabei gelangt er aus gesellschaftspolitischer Perspektive zu auch für militärhistorische Kreise interessanten Erkenntnissen und liefert in umfangreichen Anmerkungen weiterführende Literatur zu den verschiedenen angerissenen Aspekten.

Für Medizingeschichte und Aufklärungsforschung dürfte der akademische Mediziner Moehsen kein Unbekannter sein, da er sich über Brandenburg-Preußen hinaus nicht nur als Arzt, sondern auch als Autor wissenschaftshistorischer Abhandlungen, Verfasser forensisch-psychiatrischer Gutachten und als bevölkerungspolitischer Berater des preußischen Herrschers einen Namen gemacht hatte.¹ In die letzten beiden Zusammenhänge reiht sich auch der Mittwochs-Vortrag ein. Moehsen rührte mit seinen Reflexionen im

Kreise aufgeklärter Freunde an zwei gesellschaftliche Tabus, nicht nur seiner Zeit: an die Selbsttötung und den inneren Zustand des sich nach außen juristisch-politisch weitgehend abschottenden Militärstandes.

Unangenehme Wahrheiten von staatspolitischer Brisanz öffentlich zu äußern, die noch dazu die Wehrfähigkeit des Staates tangierten, barg - zumal im hochgerüsteten und allenthalben Stärke demonstrierenden Preußen der Revolutionszeit - durchaus persönliche Risiken. Kern des Vortrages war nur vordergründig die Auseinandersetzung mit neuen Methoden zur Gesellschaftsanalyse, vornehmlich der „politischen Rechenkunst“, also der Statistik. In Wahrheit ging es um die Entkriminalisierung des zunehmend psychosomatisch begründeten Aktes der Selbstzerstörung und nicht zuletzt um Kritik am militärischen Subsystem.

Um das Dunkel um den Suizid ein wenig zu lüften, stellt sich der Arzt vier Fragen, die in zeitgenössischen Journalen seit Jahren Thema waren: Erstens der nach der Rangliste europäischer Hauptstädte der Suizide, zweitens nach Häufungen in bestimmten sozialen „Clasen“ von Menschen, drittens nach Suizidarten und schließlich nach den Motiven. Nach detaillierter Evaluation der statistischen Variablen und Verfahren, die Moehsen als Dokumentator von Todesfällen in den 1780er Jahren selbst erprobt und angewandt hatte, kommt der Autor zu unbequemen Erkenntnissen. Unter Verweis auf nachweisbare Dunkelziffern, z. B. durch bewusste Vertuschung bzw. wenigstens Nicht-Dokumentation von Suiziden seitens staatlicher Stellen, von gescheiterten Suizidversuchen ganz zu schweigen, thematisiert er zunächst den Mord aus „Lebensüberdruß“. Hier handelt es sich um ein bis heute kaum beachtetes und dabei in der Frühen Neuzeit gar nicht seltenes Phänomen.² Dabei tötete ein Lebensmüder eine dritte Person, bevorzugt kleine Kinder, die als leichte Opfer und unschuldige Seelen direkt in den Himmel gelangten und so das Gewissen des Täters nicht belasteten. Dieser hat so die Todsünde der Selbsttötung geschickt umgangen - fehlt demnach auch in der Statistik - und kann die angestrebte Hinrichtung wegen Mordes durch die Obrigkeit kaum erwarten.

¹ Zu seinen Aktivitäten in Bezug auf Suizid und die Missstände beim Militär vgl. Ursula Baumann, Suizid als soziale Pathologie. Gesellschaftskritik und Reformdiskussion im späten 18. Jahrhundert, in: ZfG 6 (1997), S. 485-502.

² Einzig bislang dazu Maren Lorenz, Kriminelle Körper - Gestörte Gemüter. Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung, Hamburg 1999, S. 269-273 und Jürgen Martschukat, Inszeniertes Töten. Eine Geschichte der Todesstrafe vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Köln u. a. 2000, S. 85-92.

Moehsen erregt sich sichtlich über diesen bislang nicht quantifizierten Effekt falscher religiöser Erziehung, stellt hier aber noch keinen Bezug zum Militär her, obwohl der direkte Zugang zu vielerlei Waffen sowie die kompetente Handhabung derselben gerade diese Handlung erheblich vereinfacht haben dürfte. Politisch brisanter erscheint ihm vielmehr, dass Berlins Suizidquote alle bekannten europäischen Hauptstädte bei weitem übertrifft - und zwar aus dem einfachen Grunde, dass schon bei den nicht zu vertuschen gewesenen Selbstmordzahlen die Soldaten die Zivilisten um das Zweifache übertreffen, obwohl „nur“ ein knappes Drittel der Stadtbewohner zum Militärstand gehören. Dass diese Zahlen vermutlich auch Familienangehörige, also Frauen und Kinder beinhalten und damit das Übergewicht der soldatischen Selbsttötungen realiter noch weit extremer ausfällt, erwähnt der Autor allerdings nicht. Stattdessen analysiert der Arzt recht drastisch und ausführlich die soziale und psychische Situation der „Cantonisten“, die sich durch Misshandlungen seitens der Offiziere und extreme Existenzbedingungen auszeichne und schließt vordergründig unterstellte Bedingungen wie Alkoholmissbrauch (aus finanziellen) und Witterungsbedingungen (aus statistischen Gründen) aus. Stattdessen kann er eine Korrelation zwischen Suizidrate und Frühjahrsmanövern bzw. besonderen „Exerzir-Zeiten“ nachweisen. Moehsen verurteilt das unverhältnismäßige Verhängen von Körperstrafen und schildert die Ohnmacht des einfachen Soldaten gegenüber den systematischen Misshandlungen in drastischen Beispielen. Nicht zuletzt weist er auf die soldatische Erziehung hin, die dem Rekruten ständig „predige“, „daß ein guter Soldat den Tod nicht scheuen müste“ (S. 21). Im Kriege sähe er genug Leichen und Verstümmelte, in den Lazaretten zudem zu Forschungszwecken ausgekochte Skelette von Kameraden. So will der Aufklärer eine pragmatisch argumentierende Lanze für die Abschaffung der Strafbarkeit des Suizides brechen: „Was kann einem Selbstmörder dieses Standes wohl daran gelegen seyn, ob sein Totenkopf auf dem Rabenstein oder auf des Feldscheers Schrank stehet? (S. 23)“

Zu Recht betont der Herausgeber Hans Uwe Lammel die politische „Sprengkraft“ (S. 35) des statistischen Materials und dessen Auslegung. Nur so erklärt sich, warum Moehsen in der gedruckten Fassung jeglichen Bezug auf das Militär tilgte. Lammel erwähnt in seinen biographischen Angaben allerdings nicht, dass Moehsen wenigstens kurzzeitig (um 1766) Arzt am Kadettenkorps und an der Ritterakademie in Berlin gewesen war und somit wohl durchaus persönliche Einblicke in die militärischen Ausbildungsgepflogenheiten gewonnen hatte. Ebenso fehlt der Hinweis darauf, dass der

preußische König in der Tat später durch persönliche Intervention die öffentliche Erwähnung dieses Vortrages durch Rezipienten bestrafen ließ.³ Für den Herausgeber ist die Zuspitzung der Suizidthematik auf den Militärstand nur Nebenschauplatz, Symptom eines neuen Denkstils. Ihn interessieren primär zwei Aspekte: einmal die Position des akademischen Arztes, der als Teil einer neu aufsteigenden bürgerlichen Gruppe noch um seinen Platz an der gesellschaftlichen Teilhabe ringt, sich dabei aber schon in Fragen der empirischen Definitionsmacht (Vernunft, Erfahrung, Statistik, Kasuistik) übt und sich damit deutlich gegenüber den traditionell religiös-normativen Argumentationsmustern abgrenzt.⁴ Zum anderen betrachtet Lammel die Moehsenske Argumentation durch die Brille des philosophischen Modells des Homo sacer von Giorgio Agamben. Indem der Arzt das Sozialphänomen Suizid mittels sozialer und statistischer Analyse kollektiviert, verschiebt er nach Ansicht Lammels die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem individuellem Leben und eröffnet damit den Weg zu empathisch geprägter Suizidprävention. Vor dem neu entstehenden psychiatrischen Hintergrund, der auch in Moehsens Reflexionen im Zentrum steht, gerade wenn er die inhumanen Zustände in der Armee anprangert und auf die individuellen Grenzen von Leidensfähigkeit und Verarbeitungsleistungen anspielt, geschieht jedoch gleichzeitig das Gegenteil. Es findet zwar, wie Lammel richtig betont, die „Medikalisierung“, aber damit eben auch erst die Pathologisierung eines bis dato ausschließlich kriminalisierten Phänomens statt. Indem Moehsen der spezifischen Suizidalität des Soldatenberufes in der späteren Printversion ausweicht, bleibt von dem für das militärische absolute Gehorsamssystem besonders provozierenden autonom-individuellen Akt der ‚totalen Desertion‘ jedoch nur wieder das einsam-private Versagen des Individuums übrig. Innermilitärische Reformen die dies ändern könnten zu fordern, wie er das recht explizit im geschlossenen Zirkel getan hatte, wagt der Aufklärer nicht einmal unter Pseudonym. Damit bleibt die Armee wie sie ist. Sie frisst ihre Kinder, auch abseits der Schlachtfelder.

Maren Lorenz

³ Zu diesen Aspekten vgl. Lorenz, *Kriminelle Körper*, im Kapitel zum Militärwesen, S. 331-398, hier S. 392.

⁴ Zum Berufstand forscht der Editor seit Jahren: Vgl. Hans-Uwe Lammel, *Klio und Hippokrates. Zu den kulturellen Ursprüngen eines medizinhistorischen Interesses und der Ausprägung einer historischen Mentalität unter Ärzten zwischen 1750 und 1850 in Deutschland*, unveröff. Habil. Rostock 1999.

Michael Römling, Ein Heer ist ein großes gefräßiges Tier. Soldaten in spanischen und kaiserlichen Diensten und die Bevölkerung der vom Krieg betroffenen Gebiete in Italien zwischen 1509 und 1530, Göttingen 2002, Elektronische Dissertation, URL:
<http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=964390426>

Das Italien nördlich des Königreichs Neapel bildete in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Schauplatz einer ganzen Reihe verheerender Kriegszüge. Ein Großteil der Soldaten, die die venezianische Terraferma und die Lombardei als schwerpunktmäßig betroffene Gebiete durchzogen, umkämpften und besetzten, waren Söldner aus den verschiedensten Ländern: Franzosen, Spanier, Deutsche und Schweizer. Michael Römling hat sich darauf konzentriert, die Auswirkungen der Feldzüge in den Jahren 1511-15 und 1521-29 auf die betroffenen Gebiete und die Bevölkerung zu untersuchen („den Alltag einer vom Krieg betroffenen Gesellschaft“, S. 7) sowie die unterschiedlichen Beziehungen, die sich zwischen den Gruppen „Bevölkerung“, „Soldaten“ und „Offiziere“ entwickelten.

Die Arbeit gliedert sich in drei Hauptkomplexe: Zunächst wird der Komplex „Plünderung“ behandelt, mit einer Analyse des Beutemarktes, von Formen der Lösegelderpressung und der Beschreibung der Plünderung Roms von 1527 (Sacco di Roma). Der zweite Komplex ist der Versuch einer Beschreibung der „Charakteristik des Krieges“ anhand der demografischen Auswirkungen der Feldzüge, der Beschreibung des „Krieges auf dem Lande“ sowie der sozialen Struktur der Söldnerheere. Den dritten Komplex bildet die Analyse der Zustände in „Besetzten Städten“ unter Betrachtung der Organisation und Folgen der Einquartierung selbst und des sozialen Gefüges eines „Lebens mit der Besatzung“.

Die mikrohistorische Analyse der einzelnen Komplexe ist dank einer minutiösen und erschöpfenden Auswertung der gut ausgewählten Quellen gelungen und ergibt ein beeindruckend komplexes Bild der durch die Kriegshandlungen geformten vielfältigen Wechselbeziehungen innerhalb und zwischen den eingangs genannten Personengruppen. Als Beispiel seien hier seine zwei eng zusammenhängenden Analysen zum Beutemarkt und den Lösegelderpressungen im Komplex „Plünderung“ vorgestellt.

Im August 1512 wurde die Stadt Prato durch ein spanisches Heer geplündert. Die Beute wurde von den Soldaten in den umliegenden Ortschaften verkauft. Einen Monat später erging ein Befehl, durch Kommissare den Verbleib der Beute aus Prato feststellen zu lassen und die Waren den ursprünglichen Besitzern zurückzuerstatten. Die in der Stadt Pistoia gemachte Beuteliste blieb erhalten; sie liefert die Namen von 578 Personen mit den von diesen aus der Prato-Plünderung gekauften Beutestücken. Für diese Personen verzeichnet die Liste über 2.300 Beuteposten; während damit durchschnittlich vier Posten pro Person gekauft wurden, liegt das Maximum bei mehreren Dutzend Posten für einen Aufkäufer. Die überwiegende Mehrzahl erwarb Waren für den Eigenbedarf (Hausrat liegt mit über einem Drittel der Warenmenge an der Spitze), ein kleinerer Teil aber auch Waren für Gelegenheitsverkäufe und offensichtlich kommerzielle Nutzung.

Die akribische Aufschlüsselung der Posten, ihrer Zuordnung zu Personen, der Warenmengen und -preise ergibt ein nachvollziehbares Bild eines regelrechten „Verteilungsnetz[es], das sich nach kurzer Zeit im Umland einer geplünderten Stadt etablierte“ (S. 31). Die Art der geplünderten Waren macht deutlich, dass sehr viele arme Familien in hohem Grad durch die Plünderungen in Prato ruiniert worden waren. Aber es wird auch klar, dass für die plündernden Soldaten die Beute wenig befriedigend ausgefallen sein musste, wenn sie in der Hauptsache billigen Hausrat und ähnliche Dinge, aber wenig wirkliche Wertgegenstände verkaufen konnten.

In vergleichbarer Weise beschreibt Römling, wie die Mechanismen der Lösegelderpressung die Masse der Bevölkerung betroffen haben. Auch hier ist wieder für die betroffene Stadt Prato eine Liste mit Lösegelderklärungen erhalten geblieben, welche im Zuge der Rückerstattungskampagne angefertigt worden war. Die 143 Erklärungen stehen für Haushalte, in denen mindestens eine Person von Soldaten als Geiseln genommen worden war, um Lösegelder zu erpressen. Die Bandbreite der Lösegeldsummen war sehr groß, auch innerhalb einzelner Berufsgruppen von Betroffenen. Zur Beschaffung der Lösegelder waren weit verzweigte Kreditaktivitäten nötig. Ein erheblicher Teil der Zahlungen wurde aufgrund verschiedener Gegebenheiten gegenüber den ursprünglichen Lösegeldforderungen reduziert, so dass sich die Soldaten letztlich mit den beschaffbaren Mitteln zufrieden geben mussten.

Römling ordnet hier nachvollziehbar die Lösegelderpressung als eine Form der Plünderung ein, mit dem Ziel, sich Werte anzueignen, die sich dem direkten Zugriff durch Plünderungen entzogen (S. 42). Dadurch machte die

Kombination von Plünderung und Lösegelderpressung eine „lebensbedrohliche Bedrückung“ aus (S. 58); die Verluste der Geschädigten durch Plünderungen betragen dabei etwa das Dreifache der Verluste durch Lösegelder. Und so wie dieser Punkt zeigen auch die anderen Themenkomplexe, welche vielschichtigen Folgen der Krieg für Betroffene und Täter nachweislich hatte.

So detailreich und ergiebig die Untersuchungen zu den beispielhaft genannten und den anderen behandelten Fragen ausfallen, so schwierig wird es, die Gesamtuntersuchung Römlings eindeutig zu bewerten. Der Autor äußert im Fazit die Absicht, eine „Quersumme der Ereignisse“ zu ziehen, ohne eine Wiederholung der Ergebnisse der einzelnen Kapitel aufzuführen (S. 219). Das wäre legitim, wenn es zu den einzelnen Kapiteln jeweils ein klar herausgestelltes Ergebnis gäbe. Dem ist allerdings nicht so; die einzelnen Kapitel enden durchgängig abrupt, nachdem das jeweils letzte Detail aufgezählt worden ist. Fehlende Querverweise im Fazit lassen auch auf diesem Weg nur kompliziert erkennbar werden, an welcher Stelle der Untersuchung ein bestimmtes Ergebnis erzielt worden ist.

Inhaltlich fällt auf, dass ein Teilbereich, der sich bei der Behandlung des Themas unter Kriegsfolgen, Besatzung und dem Verhältnis zwischen Soldaten und Bevölkerung nahezu aufdrängt, völlig fehlt: die Frage der Rekrutierung. Obwohl italienische Söldner einen wichtigen Teil der umherziehenden Armeen bildeten, tauchen sie in der Untersuchung im Wesentlichen nur kurz im Kapitel „Charakteristik des Krieges“ unter „Nationalitätenkonflikte“ auf (S. 155 f.). Die Ersatzbeschaffung für die Söldnerheere in Form von eventueller Zwangsrekrutierung oder freiwilligem Zuwachs durch verarmte Personen wird nicht thematisiert; die Rekrutierungsfrage fehlt auch in Römlings Schema des Beziehungsgeflechts zwischen den beteiligten Gruppen, welches er an den Anfang der Arbeit stellt (S. 7).

Gelegentlich kommt es vor, dass vorschnell Sachverhalte ausgeschlossen werden, die als für die Untersuchung nicht relevant bezeichnet werden (dies betrifft vor allem die eigentlichen Kampfhandlungen in den behandelten Kriegszügen). Am gravierendsten erscheint in dieser Hinsicht die Aussage, dass es für die Arbeit unerheblich sei, wie die Städte im Einzelnen erobert wurden, ob durch Stürmen oder nach Belagerung mit Artilleriebeschuss (S. 23). Das Gegenteil ist der Fall: Wie neuere Untersuchungen zu Belagerungen in der Frühen Neuzeit eindrücklich belegt haben, hatten längere Artilleriebombardements durchaus erhebliche Folgen für die Bevölkerung und materielle Güter. Dies wiederum beeinflusste wesentlich den Ablauf und Aus-

gang von Plünderungen und die Möglichkeiten zur Lösegelderpressung. In diesem Zusammenhang fällt letztendlich auch die etwas magere Verortung der untersuchten Sachverhalte in die neuere sozialgeschichtliche Forschung zu Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit auf. Um es zu betonen: Die Untersuchung Römlings selbst erfüllt ganz klar die Kriterien sozialgeschichtlicher Forschung; deutlich und differenziert ergibt sich ein sehr plastisches Bild der sozialen Verhältnisse und Veränderungen der betroffenen Gruppen unter Einwirkung des Kriegszustandes. Allerdings nennt Römling in der Beschreibung des Forschungsstands nur kurz einige zentrale Werke der neueren sozialgeschichtlichen Forschung (S. 11 f.). Es wird nicht verdeutlicht, in welcher Beziehung die vorliegende Untersuchung zu diesen und vor allem anderen Untersuchungen ähnlichen Charakters zum Impact frühneuzeitlichen Söldnerwesens auf die europäischen Gesellschaften steht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Untersuchung Römlings in jedem Fall notwendig war. Aufgrund der detaillierten Quellenauswertung stellt sie ein für weitere Untersuchungen unverzichtbares Werk dar, das bereits wertvolle Schlussfolgerungen über die Beziehungsgeflechte zwischen Soldaten und Bevölkerung sowie wirtschaftliche und soziale Kriegsfolgen und Begleiterscheinungen liefert. Inhaltlich zeigt die Arbeit kaum Schwächen; die genannten - hauptsächlich methodischen - Kritikpunkte wären mit etwas besserer interner Vernetzung und externer Verortung vermeidbar gewesen. Insgesamt bleibt es eine empfehlenswerte Untersuchung mit einem durch die untersuchten Sachverhalte belegten Fazit: „Soldaten, Bauern und Bürger: Sie alle lebten mehr schlecht als recht mit dem Krieg, vom Krieg und trotz des Krieges, des großen, gefräßigen Tieres ...“

Thomas Wollschläger

Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Legendäre „lange Kerls“. Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelms I., 1713-1740., Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Berlin 2003; XLVI, 706 S., 48 s/w Abb., 62 € [ISBN 3-923579-03-9].

Nach „Bauern, Bürger und Soldaten“ legt Jürgen Kloosterhuis mit dem hier zu besprechenden Buch ein weiteres wichtiges Regestenwerk vor. Es geht um das Königsregiment (Infanterie-Regiment Nr. 6) Friedrich Wilhelms I., dessen Angehörige im Volksmund als „Lange Kerls“ bekannt waren und die bis heute öffentlich und historisch besonders umstritten sind.

Der größte Teil der Regesten besteht aus den Eintragungen in die so genannten „Minütbücher“, in denen als Abschrift alle Ordres und Dekrete verzeichnet sind, die Friedrich Wilhelm I. direkt im Kabinett erließ oder diktierete. Sie sind in Vollregestenform abgedruckt; „besonders prägnante oder grundsätzliche Texte“ wurden vom Bearbeiter transkribiert. Die Informationen werden ergänzt durch Quellen, deren Originalfassungen zwar verloren gingen, die aber „in der Literatur noch greifbar sind“. Im Abbildungsteil befinden sich in Schwarzweißdarstellung die Portraits von Offizieren und zahlreichen „langen Kerls“ des Königsregiments.

Die Regesten sind nach thematischen Schwerpunkten sinnvoll und übersichtlich aufgeteilt. Alle Aspekte des Dienst- und Lebensalltages eines Regimentes sind vertreten. Gegebenheiten, welche dieselbe Person angehen, die aber einen anderen thematischen Schwerpunkt betreffen, sind durch Querverweise zur jeweils anderen Stelle markiert und mit kenntnisreichen Kommentaren oft auch biografischer Natur versehen. So ist es manchmal möglich, Ereignisse im Regiments-Leben eines Soldaten über mehrere Jahre „mitzuerleben“.

Gerade die biografischen Informationen sind mit außerordentlicher Präzision eingetragen, und in den Regesten wurden vom Autor jeweils die vollen Namen der Protagonisten ergänzt, so dass es nicht zu Verwechslungen kommen kann. Am Ende des Buches bietet der Autor auf der Basis der erhaltenen Regimentslisten und Kirchenbücher interessante Statistiken z. B. über Konfession und Heiratsverhalten der Soldaten. Die Einleitung ist mit weniger als 50 Seiten sehr kurz geraten und richtet sich an den Kenner der Frühen

Neuzeit, da Fachbegriffe kaum erläutert werden. Kloosterhuis weiß auf der Basis des enorm gehaltvollen Quellenbestandes sofort mit einigen Legenden aufzuräumen.

Die Größe des einzelnen Soldaten im schließlich 3.669 Mann starken Königsregiment ist durchaus unklar. Nur für wenige Soldaten sind Körperlängen von über sechs Fuß nachzuweisen und deren Größe geht vor allem aus den Beschriftungen ihrer Portraits hervor. Diese Übergroßen gehörten zudem häufig zu den Unrangierten, welche nicht in Reih und Glied standen - also im Ernstfall auch nicht zur Gefechtsformation gehörten. Konfusionen gab es außerdem durch die Verwendung unterschiedlicher regionaler Fuß- und Zollgrößen. Für Friedrich Wilhelm I. galt der rheinländische Fuß als Maßstab - bei sechs Fuß sollte ein langer Kerl also 1,88 m groß sein. Kloosterhuis weist darauf hin, dass die sechs Fuß großen Soldaten jedoch wahrscheinlich nur im ersten Glied der Leibkompanie vertreten waren, und er entwickelt daraus eine interessante Theorie: Das Königsregiment „nahm zunehmend prägnanter die Qualität einer Kampfgarde an, während ein bestimmter Teil der Reserve mehr Palasttruppe blieb, deren spektakulärer Luxus in gelegentlich außerordentlichen Körperlängen bestand.“ Dabei versucht der Autor, die landläufige Meinung, dass es sich beim Soldatenkönig um einen Monarchen mit irrationaler Größennarretei handelte, in zweifacher Hinsicht zu relativieren. Erstens sei es dem Soldatenkönig ja eigentlich darum gegangen eine Kampftruppe und keine Showtruppe aufzubauen, und zweitens seien große Soldaten wegen des leichteren Ladens der langläufigen Musketen ja durchaus sinnvoll. Hierbei verweist Kloosterhuis auf den 1965 in der Zeitschrift für Heereskunde erschienenen Beitrag „Lange Kerls und Korporalstock“ von Hans Bleckwenn. Auf der Basis zweier Quellen und eines eigenen Versuchs mit einem Steinschlossgewehr unterstreicht Bleckwenn die militärische Notwendigkeit, als Soldat in der Frühen Neuzeit lange Arme haben zu müssen und deswegen auch die entsprechende Körpergröße. Diese Theorie ist daraufhin immer wieder fortgeschrieben worden. Leider ist sie praktisch substanzlos.

Es erscheint auf den ersten Blick bereits fragwürdig, dass der Soldat der Muskete angepasst werden soll und nicht umgekehrt. Hätte Bleckwenn Recht, wäre die Armlänge genauso relevant wie die Körpergröße. Diese wurde aber niemals gemessen oder angefragt. Nirgendwo ist außerdem festgeschrieben, dass es sich bei den 1,15 m Lauflänge der preußischen Waffe um die tatsächlich optimale Ausführung für eine Infanteriemuskete handelt. Anfänglich war die Lauflänge beim Laden sowieso nebensächlich, denn die

Musketen wurden schräg nach vorne am Lauf gehalten geladen. Erst als die Soldaten immer enger stehen mussten, um eine höhere Feuerkonzentration zu erreichen, wurde vertikal geladen. Dazu gibt es eine Vielzahl anderer Faktoren, außer der Lauflänge, die für die Reichweite und Durchschlagskraft einer Musketenkugel determinierend sind. Es liegt wesentlich am Sitz der Ladung, wie das Pulver verbrennt und welcher Gasdruck sich entfaltet. Je lockerer die Ladung sitzt, desto geringer ist schließlich die Mündungsgeschwindigkeit der Kugel. In den Selbstzeugnissen wird beschrieben, welche unterschiedliche Wirkung feindliches Musketenfeuer entfaltete. Während Schüsse die Soldaten des ersten Gliedes durchschlugen und noch die Kameraden im zweiten Glied verwundeten, blieben andere Kugeln derselben Salve im Uniformrock oder Stiefelleder hängen und verursachten nur blaue Flecken. Es war außerdem bis zu einem gewissen Grad problemlos möglich, die Pulvermenge in der Papierpatrone zu erhöhen, was unter Friedrich II. auch geschah. Das französische Fusil war als „leichte Musquete“ bereits erheblich kürzer und leichter und sollte bald Standard in allen Armeen werden. Im sparsamen Preußen behalf man sich anfangs damit, einfach den Lauf der vorhandenen Musketen um eine Handbreit zu kürzen. Zu weniger Toten in den Schlachten durch mangelnde Durchschlagskraft kam es nicht.

Ob Show- oder Kampftruppe oder beides, eine gewisse Narretei kann Friedrich Wilhelm I. hinsichtlich seines Regiments nicht abgesprochen werden. Der enorme Aufwand, der bei der Rekrutierung betrieben wurde, und die horrenden Kosten lassen eine militärische Nützlichkeit bezweifeln, der dem Regiment von Kloosterhuis zugeschriebene „superlative Gefechtswert“ erscheint dem Rezensenten fraglich.

Schlichtweg alles Denkbare wurde als Belohnung für die Rekrutierung eines „langen Kerls“ verschenkt oder eingetauscht. Hierzu gehörten Heirats-, Handels- und Warentransporterlaubnisscheine, Vasen, Geschirr, Asylanträge, Bürgerrechte, Beförderungen, Auditeurs- und Amtshauptmannstellen, Praxiserlaubnis und sogar die Begnadigung eines desertierten Leutnants. Das Gnadenkreuz wurde in inflationären Mengen an Werber und Geworbene verteilt. Die anekdotenhaft überlieferten Summen für die Rekruten erweisen sich im Licht der Quellen als Realität. Vermittlungssummen und Handgelder von 3.000 und 4.000 Talern wurden verlangt und bezahlt, Komplettkosten für einen einzigen Rekruten von der Werbung bis zu seiner „Lieferung“ nach Potsdam konnten sich auf über 7.000 Taler belaufen.

Es lag in der Tat an der Findigkeit des Einzelnen, wie hoch sein Sold und sein Handgeld ausfielen, wenn er ganz freiwillig kam oder sich hatte „über-

reden“ lassen, während zwangsrekrutierte oder geschenkte Rekruten nur minimales Traktament erhielten. Die erhebliche Ungleichbehandlung führte sicherlich zu Problemen, von denen die Desertion nur eines war. Mit der Regierungsübernahme Friedrichs II. wurden drei Taler monatlicher Sold für alle eingeführt, was kurzzeitig zu erheblichem Murren derjenigen führte, die bisher z. B. zwölf Taler erhielten. Hier findet sich jedoch schließlich ein Grund für den Rückgang der Desertion in der Potsdamer Garnison, da eine Gleichbehandlung derer, die auch gleichen Dienst taten, obligatorisch für die Zufriedenheit im Regiment war.

Auch hinsichtlich der Bestrafung der Desertion oder anderer Vergehen zeigten der König und andere Regiments-Chefs vergleichsweise große Nachsicht. Man erhängte Deserteure keineswegs, wenn man ihrer habhaft wurde. Um einen teuren preußischen Soldaten der Todesstrafe zu überantworten, mussten er Schlimmeres angestellt haben. Bei dem berüchtigten Deserteurskomplott im Jahre 1730, als knapp 40 Soldaten verabredet hatten, mordend und plündernd die Garnison zu verlassen, „war der König zwar sehr erbost und hat gesagt, er wolle den Komplotteuren Nase und Ohren anschneiden lassen, auch wenn sie noch so viele Werbegelder gekostet hätten“. Obige Strafe erteilte jedoch nur einen und er verstarb daran. Ein weiterer wurde gehängt. Drei Deserteure starben einige Tage nach ihrem Spießbrutenlauf.

Innerhalb der Kompanien schwanken die Deserteurzahlen erheblich, wobei in den „schlechteren“ Kompanien die Abgänge insgesamt wesentlich höher ausfallen. Derlei Unterschiede dürften auch zwischen den Regimentern auftreten, was das Desiderat moderner Regimentsgeschichten der Frühen Neuzeit wieder deutlich werden lässt. Dies wird noch unterstrichen durch die - auch in diesem Regestenwerk erkennbare - Tatsache, dass Offiziere ohne Wechsel mehrere Jahrzehnte in demselben Regiment Dienst taten. Jeder kannte jeden, und es entstand eine besondere Prägung eines Regiments.

Die angeführten Punkte sind nur einige wenige Highlights, von denen es viele in diesem Werk zu finden gibt. Eine nahezu unerschöpfliche Menge an Informationen lässt sich durch Korrelation der Quellen und Daten erhalten. Deren Nutzen wird wesentlich durch die knappen und präzisen Bemerkungen und kenntnisreichen Kommentare des Autors gesteigert. Das Literaturverzeichnis ist thematisch untergliedert, und es finden sich dort sowohl die neueste Literatur als auch ältere und weniger bekannte Werke. Das umfangreiche Personenregister verweist auf die Beziehung der Personen zu den Quellen und gegebenenfalls ihre Rangierung im Königsregiment. Da alle Personen mit vollem Namen und Titeln verzeichnet sind, kann es auch als

Nachschlagewerk verwendet werden. Der einzige negative Punkt der Publikation ist das fast im A4-Format gehaltene monströse Format. Bei fast 750 Seiten Dicke ist das Regestenwerk selbst für den Schreibtisch zu unhandlich. Das vorliegende Regestenwerk ist unersetzlich für das Verständnis der Regimentskultur einer Eliteeinheit der Frühen Neuzeit und trägt in erheblichem Maße dazu bei, die oft einseitig gezeichnete Person Friedrich Wilhelm I. facettenreicher erscheinen zu lassen.

Jörg Muth

Alfred Messerli, Adolf Muschg (Hrsg.), *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798)*, Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 2004 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, Bd. 44); 200 S., 32,90 € [ISBN 3-525-55829-5].

Der vorliegende Sammelband vereinigt die Beiträge eines 1998 am Collegium Helveticum der ETH Zürich veranstalteten Symposiums, das sich im Erscheinungsjahr der ersten drei Bände der „Sämtlichen Schriften“ mit dem Werk Ulrich Bräkers anlässlich seines 200. Todestages auseinander setzte.¹ Neben der wohl für lange Zeit maßgeblichen Edition gibt der Band einen facettenreichen Überblick über Bräkers Schriften, das von der Editions-geschichte über die literaturwissenschaftliche Einordnung, die militärgeschichtliche Auswertung seiner Lebenserinnerungen bis hin zur Raumwahrnehmung dieses außergewöhnlichen Autors reicht.

Vorangestellt ist dem Band ein einleitender Essay von Adolf Muschg zu seinen persönlichen Leseerfahrungen der Bräkerschen „Lebensgeschichte“. Die „Stationen der Editions-geschichte“ zeichnet Karl Pestalozzi nach, der die Geschichte der Bräker-Editionen seit 1788/89 unter dem Blickwinkel der Editionsphilologie und der Rezeptionsgeschichte behandelt. Den Ausgangspunkt bilden hierbei die durch Johann Heinrich Füßli noch zu Lebzeiten Bräkers besorgten Ausgaben, die sich in erster Linie an ein bürgerliches

¹ Die ersten vier Bände (die Tagebücher von 1768 bis 1789 sowie die Lebensgeschichte und die vermischten Schriften) sind von 1998 bis 2000 im Münchner Beck Verlag erschienen, der abschließende 5. Band mit Kommentar und Register steht noch aus.

Lesepublikum richteten und entsprechend überarbeitet waren. Bräker diene demnach den Aufklärern einerseits als Beispiel dafür, dass „die Vernunft weder regionale Grenzen kannte noch solche des Standes“. Andererseits hätten die Schriften des Toggenburgers als patriotisches Beispiel der auf dem Lande noch vorhandenen „moralischen und geistigen ‚Simplicität‘“ gedient, die vor allem in den Städten durch den „Einfluß der französischen aristokratischen Kultur verschüttet sei.“ (S. 14) Im weiteren zeichnet Pestalozzi nach, wie die Schriften aufgrund des jeweiligen Bräker-Bildes ausgewählt und präsentiert wurden.

Die wechselseitigen Einflüsse von „Leben und Schreiben“ in der Autobiographie Bräkers untersucht Klaus-Detlef Müller. Müller hebt hier die besondere Stellung des Toggenburgers hervor, der im Gegensatz zu anderen schreibenden Angehörigen der Unterschicht des 18. Jahrhunderts nie aus seiner „bäuerlich-plebejischen Herkunft“ herausgetreten sei, was bei ihm schließlich einen „ständigen Zwang zur Selbstrechtfertigung“ erzeugt habe. Alfred Messerli analysiert in seinem Beitrag „Schreibprogramme, Schreibmotive und Schreibpraktiken“ in den Tagebüchern Bräkers. Er arbeitet heraus, wie sich Bräker allmählich von „pietistischen Wahrnehmungs- und Darstellungsmustern entfernt“ habe und schließlich die Tagebuchaufzeichnungen für den Autor zu einem Selbsttherapeutikum geworden seien.

Der Herausbildung des Typus des „modernen Tagebuchs“ geht Ulrich Joost in seinem Beitrag nach, für den er zwei Grundannahmen als bestimmend ansieht: den Trieb oder Zwang zu schreiben und die „paradoxe Situation, die intimsten Aufzeichnungen auch der Öffentlichkeit präsentabel zu halten, ja selbst zu präsentieren“ (S. 50). Hierzu vergleicht und kontrastiert er die Aufzeichnungen Bräkers mit anderen Tagebüchern des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Bettina Volz-Tobler untersucht „Ulrich Bräkers ‚Selbstaufklärung‘ im Spiegel seiner frühen Tagebücher“ und wendet sich vor allem gegen die These, dass Bräker durch seinen Eintritt in die „Toggenburger Moralische Gesellschaft“ 1776 und bedingt durch psychologische Momente mehr oder weniger plötzlich zu einem aufgeklärten Weltbild gefunden habe (S. 73). Anhand der frühen Tagebücher postuliert sie einen längeren wellenartig verlaufenden Prozess im Ringen Bräkers um eine „Emanzipation aus seiner ängstlich gedrückten Religiösität“. Vor allem der Begegnung Bräkers mit dem Wattwiler Dichter und Dorfschullehrer Ludwig Ambühl im Jahr 1773 - den sie als den eigentlichen Entdecker Bräkers bezeichnet - schreibt sie eine zentrale

Bedeutung zu. Exemplifiziert wird dies durch die Autorin anhand von vier Themen- und Motivkomplexen.

Unter dem Titel „Sphärensprünge zwischen Landleben und Literatur“ untersucht Hans-Jürgen Schrader in einem zeitlich übergreifenden Blickwinkel Autoren, die dem ländlichen Milieu entstammten und den „Sphärensprung“ in die Literatur vollzogen. Strukturelle Analogien bis in die jüngste Vergangenheit sieht er hierbei in der „Tendenz zur Fixierung auf Selbstbezeugungen“ und „autobiographisch-autopsychographische Elemente selbst in ihren fiktionalen Handlungen und Personenentwürfen.“ (S. 103) In diesen Traditionslinien weist Schrader dem Toggenburger eine „Schwellenposition“ zu, da er die bis dahin aus dem ländlichen Milieu bekannten „religiösen Alternativbezeugungen“ und „ethnologischen Einblicksgewährungen“ in den ländlichen Alltag miteinander verquickt habe.

Andreas Bürgi weist neben der Schreibsucht auf die Reisebesessenheit Bräkers hin, bei der es ihm ebenso wie beim Schreiben weniger um das Ergebnis als vielmehr um die Tätigkeit gegangen sei. Aus der ersten dieser Reisen folgte auch das Schlüsselerlebnis der Schlacht, die er zwar körperlich unversehrt überstanden, jedoch nie seelisch und mental verarbeitet habe. Der daraus resultierende Konflikt habe nicht nur Inhalt, sondern auch Gestalt der Tagebücher geprägt. Bürgi zieht hier Parallelen zu anderen Tagebuchautoren des 18. Jahrhunderts, für die nicht die „Erfüllung eines pietistischen Biographiemodells“, sondern die „Erfahrung des Todes“ „Auslöser und Motiv der Selbstkonstitution im Tagebuchtext“ gewesen sei (S. 123).

Den umfangreichsten Beitrag des Bandes stellt die Untersuchung von Jürgen Kloosterhuis „Donner, Blitz und Bräker - Der Soldatendienst des ‚armen Mannes im Tockenburg‘ aus der Sicht des preußischen Militärsystems“ dar. Der Titel ist für Kloosterhuis Programm. Der Autor nutzt die Gelegenheit nicht nur zu einer vertieft analytischen Lektüre der Lebenserinnerungen Bräkers im herkömmlichen Sinne, sondern liest diese für das friderizianische Militärsystem so bedeutsame Quelle vor allem aus der Regimentsperspektive. Hierbei gelingt es ihm, ein auf diesem knappen Raum erstaunlich dicht gewebtes Bild des preußischen Militärsystems zu entfalten und die Bräkerrezeption in Bezug auf diesen Komplex zu durchleuchten. Kloosterhuis kann sowohl den Werber Arnold Friedrich von Marck-Modrezejewski eindeutig belegen, als auch die Scheinwelt nachzeichnen, in der sich der Werber und sein Diener in ihrer Schaffhauser Zeit bewegten. Nach den dürftigen Werberfolgen endete sie für den Offizier im Arrest und für Bräker mit der Einrangierung beim Infanterieregiment Nr. 13, das für den relativ klein gewach-

senen Mann unter normalen Bedingungen keine rechte Verwendung gehabt hätte. Unter Zuziehung zahlreicher weiterer Quellen werden die Stationen der Dienstzeit im Zusammenhang mit der spezifischen Kultur des Regiments von Itzenplitz und der Garnisonsstadt Berlin bis hin zu seiner Desertion und den späteren Reminiszenzen an den preußischen Dienst im Oeuvre Bräkers veranschaulicht. Ein Beitrag von Jean-Luc Piveteau zu Aspekten des Raums im Werk Bräkers beschließt den Band, der durch ein Personenverzeichnis zusätzlich erschlossen wird.

Insgesamt belegt der vorliegende Sammelband, in welcher vielfältiger Weise die neue vollständige Bräkerausgabe Impulse für die Forschung zu geben vermag und vermittelt zahlreiche Zugangsmöglichkeiten zu dem Werk dieses außergewöhnlichen Zeitzeugen des 18. Jahrhunderts.

Martin Winter

Stig Förster, Markus Pöhlmann, Dierk Walter (Hrsg.),
Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, dtv,
München 2001; 416 S., 12,50 € [ISBN 3-423-34083-5].

Das vorliegende Buch stellt in verschiedener Hinsicht einen Sonderfall in der bundesdeutschen Publizistik zur Militärgeschichte dar. Ist die „neue Militärgeschichte“ vor allem von sozialhistorischen Fragestellungen geprägt, so wendet sich hier ein Team von ausgewiesenen Historikern und Historikerinnen der Operationsgeschichte in ihrer traditionellsten Form, der Schlachtgeschichte zu. Dies ist nicht nur für die universitäre und wissenschaftliche Forschung ein Novum, sondern stellt umgekehrt auch eine Herausforderung an die Dominanz populärwissenschaftlicher Werke in diesem Bereich dar, deren Auflagenstärken für die universitäre Forschung als unerreichbar erschienen. Dieser coup ist, das kann schon hier gesagt werden, vollständig gelungen. Mittlerweile ist das fundierte und von großer Sachkenntnis geprägte Werk als Taschenbuch erschienen und wird sogar in entlegenen Winkeln der Republik, wie dem „Dithmarscher Bücherwurm“ in Büsum als gehaltvolle und zugleich bestens lesbare Ferienlektüre feilgeboten.

Bei der Auswahl und Diskussion von 24 Schlachten der Weltgeschichte haben sich die Herausgeber vor allem von der Fragestellung leiten lassen: „Was aber entscheiden aus historischer Perspektive Schlachten tatsächlich?“

Und was entscheidet Schlachten?“ (S. 10) So war der Band auch ursprünglich unter dem Arbeitstitel „Entscheidungsschlachten der Geschichte“ ins Leben gerufen worden. Die differenzierte Diskussion um den Begriff der militärischen „Entscheidung“ hat dann zu dem neuen Titel geführt, war allerdings sowohl für die Auswahl der Schlachten als auch die in den einzelnen Beiträgen angesprochenen Themenschwerpunkte weiterhin von Bedeutung.

Für die LeserInnen ist angenehm, dass die Herausgeber sie im Vorwort in diese Debatte mit hineinnehmen und den Diskussionsprozess unter sich offen legen. Zum einen ist hier der Charakter einer Schlacht als echter historischer Wendepunkt zu nennen, wo eine eindeutige Entscheidung auf dem Schlachtfeld zu einschneidenden politischen Veränderungen geführt hat. Gaugamela machte Alexander, so zitiert Hans-Joachim Gehrke die Zeitgenossen, zum „König von Asien“ (S. 47), Rainer C. Schwinges kann konstatieren, dass durch die Schlacht bei Hastings 1066 „das Schicksal des alten angelsächsisch-dänischen England besiegelt“ war und das Land sich „endgültig dem Kontinent“ zugewandt hatte (S. 76-77). Dennis Showalter fasst das Ergebnis von Sedan 1871 pointiert zusammen: „Ein Staat war zusammengebrochen, aber ein Land kämpfte weiter“. (S. 247) Zu Recht weisen die Autoren allerdings auch in Bezug auf solche „Entscheidungen“ hin, dass sie niemals eindeutig und sofort wirksam waren. (S. 11)

Eine zweite Kategorie sind Schlachten, die zu einer „negativen Entscheidung“ (S. 11) für eine Seite führten, aber erst sehr viel später eindeutige positive Ergebnisse für den Sieger zeitigten (Panipat 1526: die differenzierte Diskussion von Stig Fröster findet sich auf S. 136-137) oder nur als zeitweiliger Erfolg gelten können, dem der spätere Ruin des Siegers folgte (wie z.B. in Michael Alexander Speidels Beitrag zu Cannae, bes. S. 61-62). Hinzu treten noch Schlachten, die gar nichts entschieden haben, aber als symptomatisch für den entsprechenden Krieg (Verdun) oder die Veränderungen, die der jeweilige Krieg einleitete (Cold Harbor) gelten können. Einen letzten thematischen Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit der Bedeutung einer Schlacht in der „Erinnerungskultur“ der betroffenen Gesellschaften.

Die an diesen differenzierten Kriterien getroffene Auswahl ist weitgehend gelungen und macht vor allem die vielfältige Funktion von Schlachten in der Weltgeschichte deutlich. Zu fragen wäre hier allenfalls, warum die Herausgeber bis auf Dien Bien Phu die großen Revolutionskriege ausgeklammert haben. Sicher sind Schlachten wie Nieuwpoort (1600), Naseby (1645), Valmy oder Yorktown in ähnlichen amerikanischen oder englischen Sammelwerken genügsam diskutiert und auch durch Übersetzungen auf dem deutschen

Markt zugänglich. Doch hätte sich eine Diskussion eher „kryptischer“, aber bedeutsamer Auseinandersetzungen wie Cromwells Sieg bei Preston, oder auch die Verteidigung Petrograds 1919 durch die Rote Armee angeboten. Hier gilt natürlich, wie die Herausgeber selber zu Recht hervorheben (S. 15), dass Kritik an einer Auswahl immer wohlfeil ist und auch die von den Rezensenten bevorzugten Schwerpunkte mit dem gleichen Recht zu Widerspruch herausfordern würden. Dennoch scheinen uns die genannten Schlachten insofern bedeutsam, als sie in sehr zugespitzter Form eine Diskussion der zweiten Leitfragestellung des Bandes zulassen: „Was entscheidet Schlachten?“

So gelungen und richtungweisend die Diskussion der Funktion von Schlachten in der Geschichte ist, so diskussionswürdig erscheint uns der methodische Zugriff auf die Frage der Gründe für Sieg und Niederlage. Die Rezensenten wollen hier keine fertige Antwort einfordern, die wahrscheinlich auch letztlich die Erkenntnismöglichkeiten wissenschaftlicher Historiographie überschreitet. Aus der Einleitung geht hervor, dass die Herausgeber den Ausgang einer Schlacht im Spannungsfeld zwischen strukturellen Faktoren („Die Kriegführung wiederum spiegelt die Gesellschaftsordnung der Kontrahenten wider.“ S. 16) und dem „Zufall“ (S. 10) sehen. So wenig die Bedeutung beider Faktoren in Abrede gestellt werden kann, scheint dieser Zugriff jedoch problematisch. Werden doch die Ansätze zu einer sozial- und mentalitätsgeschichtlich orientierten „battle-history“ damit zu Gunsten der traditionellen struktur- oder operationsgeschichtlich orientierten Erklärungsmodelle zurückgedrängt. Daher erklären sich auch die z. T. sehr großen Unterschiede zwischen den Artikeln in der Darstellung des eigentlichen Kampfgeschehens.

Zweifelsohne ist es der Mehrzahl der Autoren gut gelungen, über die Beschreibung des „Männerballetts“ militärischer Taktik hinauszugreifen und originär historische Fragestellungen zu bearbeiten. Gerade die Aufsätze zu Leuthen (Bernhard R. Kroener), Sedan (Dennis Showalter) und Panipat (Stig Förster) leisten dies auf hohem Niveau, eben weil sie das Geschehen auf dem Schlachtfeld selbst zum Ausgangspunkt zum Teil weit gespannter historischer Reflektionen machen. In diesem Zusammenhang ist auch Gerrit Himmelsbachs Diskussion der Faktoren zu sehen, die zur Niederlage Karls des Kühnen bei Murten führten. Entscheidungshintergründe und -spielräume von Feldherren werden dabei genauso in den Blick genommen wie die nachträgliche Mythenkonstruktion um die Schlacht herum.

Leider befließigen sich jedoch nicht alle Verfasser in diesem Maße eines breiteren Zugriffs auf das Phänomen Schlacht, so dass die Leser alles in allem mit einer beachtlichen Bandbreite verschiedener Zugänge konfrontiert werden, die im Einzelfall auch irritierend wirken kann. So erinnern gerade die Arbeiten zu Tannenberg (Markus Pöhlmann) und Königsgrätz (Frank Becker) an die, längst untergegangen geglaubte, so genannte Generalstabsge-schichtsschreibung. Es stellt sich zum einen die Frage, ob man mit der minu-tiösen Nachzeichnung taktischer Handlungen nicht jener Ästhetisierung des mörderischen Geschehens Vorschub leistet, derer die Kriegsgeschichts-schreibung lange Zeit zu Recht geziehen wurde.

Zum anderen wird nicht recht klar, welches historische Erkenntnisinteresse mit einem derartigen, eher militärwissenschaftlich orientierten Zugriff ver-folgt werden soll. Pöhlmanns teilweise nahtloses Anknüpfen an die Diktion seiner Quellen (S. 285) erweckt hier einen recht kuriosen Eindruck und der Aufsatz beschränkt sich weitgehend auf eine Darstellung der Kampfhand-lungen. Pöhlmanns wertvolle Beobachtung, dass in der kaiserlichen Armee schon 1914 antirussische Stereotypen zu verorten waren, die sich „wie ein nazistischer Durchhaltebefehl“ von 1944/45 ausnehmen, hätte doch eigent-lich Anlass sein können, einen Blick auf die mentale Verfassung der Gegner zu werfen. Becker hingegen, dessen Aufsatz vor allem durch die kompakte und fundierte Darstellung der politischen Begleitumstände und die Analyse der militärischen „Umbruchsituation“ 1866 besticht, führt die Niederlage auf wenige taktische Fehlentscheidungen zurück. Hier ist jedoch zu fragen, ob diese traditionelle Analyse von militärischen „Fehlern“ wirklich weiter-führt und nicht eher eine Analyse des Umgangs mit unvorhergesehenen Situationen an seine Stelle treten müsste.

In diesem Zusammenhang wären dann auch die Herausgeber zu fragen, was unter dem „Zufall“ in einer Schlacht zu verstehen ist und ob er nicht oft genug als Erklärung für unerklärliche, oftmals massenpsychologische Phä-nomene herhalten musste, die in dem vorliegenden Band eine eher nachge-ordnete Rolle spielen. Täten HistorikerInnen nicht besser daran, nach bestimmten psychologischen Faktoren im Kampf zu fragen, aber auch ein-zugestehen, dass sich die Vorgänge auf dem Schlachtfeld ab einem bestimm-ten Punkt meistens der quellengestützten Analyse entziehen?

Zuletzt soll noch der Aufsatz von Gerd Krumeich hervorgehoben werden, weil er fast als einziger jene Entscheidung in den Mittelpunkt stellt, die allen Schlachten der Weltgeschichte gemeinsam ist und endgültiger und eindeuti-ger nicht sein könnte: Tod und Verstümmelung von Abertausenden von Sol-

daten. Angesichts der fatalen ideologischen Auswirkungen des industrialisierten Krieges und millionenfachen Sterbens im Ersten Weltkrieg mochte es geboten erscheinen, gerade diesen Punkt in einer Diskussion des Gemetzels um Verdun hervorzuheben. Aber hat nicht die Angst vor dem Tod oft mehr entschieden als mancher taktische Kunstgriff und hat nicht die Entwertung menschlichen Lebens in besonders grausamen Kriegen und Schlachten auch „welthistorische“ Bedeutung erlangen können? Sei es, dass die Empörung über das Morden zu Umsturz und epochemachendem Wandel führte oder die Abstumpfung erneute Katastrophen wahrscheinlicher machte. Hierbei sollte es sich u. E. um einen Kernpunkt einer „new battle history“ handeln, der aber leider in fast allen Aufsätzen fehlt.

Es bleibt das Verdienst des vorliegenden Bandes, das lange aus der wissenschaftlichen Literatur verdrängte Thema Schlacht einem breiteren Leserkreis eindringlich und auf hohem wissenschaftlichen Niveau nahe zu bringen. Dem Buch ist ein großer LeserInnenkreis zu wünschen und dass seine methodischen Überlegungen von vielen HistorikerInnen in einer fruchtbaren Debatte eines immer aktueller werdenden Themas aufgegriffen werden.

Michael Kleinen, Sascha Möbius

ANKÜNDIGUNGEN

11. Forschungskolloquium: Neuere Forschungen zur
Militärsgeschichte, Universität Potsdam, Wintersemester 2004/5

Prof. Angelow/Prof. Kroener/PD Dr. Pröve

Mittwoch 17.00-19.00 Uhr, Raum: 1.25, Am Neuen Palais, Haus 11

03.11.2004 Sandra Hoeritzsch

Die Historische Mühle. Ort, Konflikte, Alltag“

10.11.2004 Sascha Möbius

„Krieg und städtische Identität in lübeckischen Chroniken des
Spätmittelalters und der frühen Neuzeit“

17.11.2004 Jean-Baptiste Gailhbaud

„Der Anschluss Österreichs und die Frage der Grenzen (1931-1939)“

24.11.2004 Silke Kamp

„Zum Verhältnis von französischer Kolonie und Garnison in
Potsdam in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“

01.12.2004 Alexander Seyferth

„Die Heimatfront 1870/71“

08.12.2004 Rüdiger Bergien

„Reserven für das Führerheer. Die personelle Aufrüstung der
Reichswehr“

20.01.2005 Frank Göse

„Otto Christoph Freiherr von Sparr (1605-1668), erster bran-
denburgischer Generalfeldmarschall - Vorüberlegungen zu
einer biografischen Studie“

19.01.2005 Kai Uwe Bormann

„Konzeption, innermilitärische und gesellschaftliche Akzeptanz
und Durchsetzung militärischer Erziehungsgrundsätze in der
Aufbauphase der Bundeswehr“

02.02.2005 Bettina B. Altendorf

„Der Krieg gegen Russland 1812 in der deutschen Memorial-
literatur bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges“

KRIEG, MILITÄR UND MIGRATION IN DER FRÜHEN NEUZEIT

Jahrestagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit in Zusammenarbeit mit dem Tübinger Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen - Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen vom 17. bis 19. November 2005 in Tübingen

Vorläufiges Programm mit Arbeitstiteln (Stand: 15. September 2004)

Donnerstag, 17. November 2005

„Mobilisierungsfaktor“ Militär

Moderation: Michael Herrmann

Einführung und Kommentar: Bernhard R. Kroener (Potsdam)

Martin Winter (Berlin)

„Migrations- und Mobilitätsphänomene unter den Bedingungen
des preußischen Kantonssystems“

Dariusz Makilla (Warschau)

„Der Bruch einer Idee. Das Allgemeine Aufgebot und die politischen
Aspekte der Mobilisierung des Heeres in der Adelsrepublik in der Frü-
hen Neuzeit, besonders im 16.-17. Jahrhundert“

Ulrich Köchli (Fribourg)

„Kirchenstaat und Militärorganisation unter Papst Urban VIII. Barberini
(1623-1644)“

Vivien Costello (Dublin)

„Hugenotten in europäischen Armeen 1660-1783“

Hanna Helena Sonkajärvi (Florenz)

„Die unerwünschten Fremden. Ehemalige Söldner in Straßburg in der
zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“

Daniel Krebs (Neuruppin)

„Gefangen in Amerika. Deutsche Soldaten im Amerikanischen Unab-
hängigkeitskrieg 1776-1783“

Freitag, 18. November 2005

„Kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in Kriegszeiten“

Moderation: Matthias Asche

Einführung und Kommentar: Anton Schindling (Tübingen)

Márta Fata (Tübingen)

„Kriegsbedingte Migrationen in den Ländern der Stephanskrone vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Ein Überblick über Wanderungsbewegungen und deren Folgen“

Thomas Winkelbauer (Wien)

„Flucht vor der Vertreibung. Die mährischen Täufer während des Böhmischo-Pfälzischen Krieges (1618-1620)“

Shin Demura (Tübingen)

„'...also hiebe der innere krieg schon an, der vil Erger dann der eüssere war.' Kriegsbedingte Fluchtbewegung der Landbewohner in die Stadt und ihre Folgen am Beispiel der Reichsstadt Ulm zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges“

Frank Kleinhagenbrock (Würzburg)

„Die Last einer Einquartierung für Einheimische und Fremde. Ein Beispiel aus einem hohenlohischen Amt während des Dreißigjährigen Krieges“

Michael Herrmann (Potsdam)

„Zur Problematik von kriegsbedingter und ‚normaler‘ Wanderung im Dreißigjährigen Krieg am Beispiel der Mark Brandenburg“

Karl-Erik Frandsen (Kopenhagen)

„Das Heer und die Pest in Dänemark 1711“

Donatus Düsterhaus (Tübingen)

„La Grande Fuite. Die Flucht der Zivilbevölkerung und der Geistlichen vor der Revolution aus dem Niederelsaß im Winter 1793/94“

Ute Planert (Tübingen)

„Auf der Flucht. Franzosenfurcht und die Flucht vor den Revolutions-
truppen in Süddeutschland 1796“

Öffentlicher Vortrag:

Herbert Langer (Greifswald)

„Art und Folgen der Begegnung schwedisch-finnischer ‚Nationalvölker‘ mit den Bewohnern pommerscher Festungs- und Garnisonsstädte (17./18. Jahrhundert)“

Samstag, 19. November 2005

„Kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in der Nachkriegszeit“

Moderation: Anton Schindling

Thesen und Kommentar: Matthias Asche (Tübingen)

Olaf Gründel (Potsdam)

„Der Krieg und die Grenzen. Aspekte staatlicher Ansiedlungspolitik in der Frühen Neuzeit im Grenzraum Brandenburg-Preußen, Mecklenburg und Pommern“

Alexander Schunka (Stuttgart)

„Krieg und Konfession - dynamisierende Faktoren eines habsburgisch-mitteldeutschen Migrationssystems im 17. Jahrhundert“

Mikko Huhtamies (Helsinki)

„Schwedische Militärkolonien im Baltikum (ca. 1620-1720)“

Eberhard Fritz (Altshausen)

„Kriegsbedingte Migration als Forschungsproblem. Zur Einwanderung nach Süddeutschland aus Vorarlberg und der nördlichen Schweiz im späten 17. Jahrhundert“

Erwin Krich (Tübingen)

„Besiedlungspolitik und staatliche Migrationssteuerung bei der Anwerbung von Militaristen während der Einrichtung der Banater Militärgrenze“

Hans-Christof Kraus (Stuttgart)

„Kriegsfolgenbewältigung und Peuplierung im kameralistischen Diskurs des 17. und 18. Jahrhunderts“

Schlußvortrag:

Jochen Oltmer (Osnabrück)

„Migration und Krieg in der Neuzeit - Ansätze und Typologien“

Möglichkeit zur Teilnahme an einer Führung durch Schloss und Festung Hohentübingen sowie die Tübinger Altstadt unter militärgeschichtlichen Gesichtspunkten durch Kulturamtsleiter Wilfried Setzler (Tübingen)

Interessenten an der Tagung melden sich bei den Organisatoren an:

HD Dr. Matthias Asche

Universität Tübingen, Historisches Seminar, Abt. Neuer Geschichte, Wilhelmstr. 36, 72074 Tübingen.

E-Mail: matthias.asche@uni-tuebingen.de

Michael Herrmann, M.A.

Universität Potsdam, Institut für Philosophie, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam.

E-Mail: mherrman@rz.uni-potsdam.de

Prof. Dr. Anton Schindling

Universität Tübingen, Historisches Seminar, Abt. Neuer Geschichte, Wilhelmstr. 36, 72074 Tübingen.

E-Mail: anton.schindling@uni-tuebingen.de

Aufruf: Werner-Hahlweg-Preis 2006

Professor Dr. Werner Hahlweg, der 1989 verstarb, hat im Rahmen seiner Hinterlassenschaft verfügt, dass zur Förderung von Militärgeschichte und Wehrwissenschaften aus einem Teil seines Erbes alle zwei Jahre ein Preis für herausragende Arbeiten dieser Wissenschaftsgebiete aus dem vorausgegangenen Zeitraum vergeben werden soll.

An Preisgeldern stehen insgesamt 11.500 € zur Verfügung. Preise werden für die besten eingereichten wissenschaftlichen Arbeiten in deutscher Sprache, wie z. B. Diplomarbeiten, Magisterarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften zuerkannt, die im Jahre 2004/05 abgeschlossen und bis zum 31. März 2005 (Datum des Poststempels) eingereicht werden an:

Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung

- Wehrtechnische Studiensammlung -

Ferdinand-Sauerbruch-Straße 1, 56073 Koblenz

Telefon: 02 61/4 00-14 22 oder 14 23

Telefax: 02 61/4 00-14 24

E-Mail: WTS@bundeswehr.org

Die Arbeiten müssen 3-fach eingereicht werden. Ein Exemplar wird in das Werner-Hahlweg-Archiv aufgenommen und kann für Studienzwecke zugänglich gemacht werden; die beiden anderen Exemplare werden nach Festlegung der Preisträger für 2006 zurückgesandt. Die Urheberrechte verbleiben beim Verfasser.

Angaben zur Person (inkl. Telefon sowie Fax bzw. E-Mail - falls vorhanden) und zum wissenschaftlichen Werdegang des Verfassers müssen der Arbeit beiliegen. Für Arbeiten, die keinen Preis erhalten, jedoch förderungswürdig sind, können Druckkostenzuschüsse gewährt werden, sofern sie für eine Veröffentlichung in den Buchreihen „Militärgeschichte und Wehrwissenschaften“ oder „Wehrtechnik und Wissenschaftliche Waffenkunde“ zur Verfügung stehen. Die prämierten Arbeiten sollten nach Möglichkeit für die Aufnahme in den genannten Buchreihen bereit stehen.

Die Preisverleihung wird im Jahr 2006 durch den Präsidenten des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung vorgenommen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Michael Hochedlinger

Habsburgs Generale

Die kaiserliche und kaiserlich-königliche Generalität 1618-1815 Ein biographisches Lexikon

Anders als etwa für Brandenburg-Preußen, das mit Kurt von Priesdorffs „Soldatischem Führertum“, 10 Bde. (Hamburg o. J.) außerordentlich gut bedient ist, liegt für die frühneuzeitliche Habsburgermonarchie kein biographisches Handbuch der kaiserlichen bzw. k. k. Generalität vor. Bislang existierte nicht einmal eine vollständige Liste der Generäle im Betrachtungszeitraum. Zum Teil recht oberflächliche Informationen zu den einzelnen Generälen verteilen sich auf eine unüberblickbare Vielzahl biographisch-genealogischer Nachschlagewerke, an zum Teil entlegener Stelle erschienene Zeitschriftenartikel oder, zumindest für einige herausragende Persönlichkeiten, auch auf monographische Darstellungen. Über den Großteil der weniger bedeutenden Generäle schweigen hingegen Nachschlagewerke und Literatur in der Regel.

Dieses Defizit ist kein rein biographisch-personengeschichtliches, denn die fehlende empirische Basis verlegt uns natürlich gleichzeitig auch den Weg zu ernstzunehmenden prosopographischen Darstellungen und sozialgeschichtlichen Querschnitten durch die Führungsspitze der kaiserlichen bzw. k. k. Armee, über deren soziale und nationale Zusammensetzung man gerne und viel spekuliert, aber wenig fundierte Aussagen zu treffen weiß.

Seit Januar 2004 bemühen sich nun das Österreichische Staatsarchiv, Abt. Kriegsarchiv, und das Heeresgeschichtliche Museum Wien in einem größeren Projekt um die Behebung dieser unerfreulichen Situation. Der Münchener Historiker Dr. Antonio Schmidt-Brentano stellt dem Unternehmen dankenswerterweise seine reichhaltige, in jahrzehntelangen Archiv- und Literaturstudien angelegte biographisch-genealogische Sammlung zu habsburgischen Generälen zur Verfügung, so dass das Projekt heute in der glücklichen Lage ist, viele grundlegende Arbeitsschritte überspringen zu können.

Eine auf archivalischer Grundlage gearbeitete Liste der zwischen 1618 und 1815 ernannten Generäle liegt nunmehr vor. Sie bildet gleichzeitig das Grundgerüst einer im Kriegsarchiv in Wien geführten zentralen Datenbank, in die die Sammlung Schmidt-Brentano und alle laufend eingehenden Informationen eingearbeitet werden.

Zum Kernredaktionsteam um Antonio Schmidt-Brentano und Michael Hochedlinger tritt eine Art erweitertes Redaktionsteam aus Archivaren und Forschern in den österreichischen Bundesländern und an ausländischen Institutionen, die neben der reinen Beiträgerfunktion auch koordinierende Aufgaben für ihren Fachbereich bzw. ihren geographischen Raum haben.

Um die Quellen- und Wissensbasis aber noch viel weiter zu fassen und hinderliche Sprachbarrieren, vor allem was beispielsweise Generäle und Familien aus Böhmen, Ungarn oder Kroatien betrifft, nicht wirksam werden zu lassen, sucht das Projektteam die Mitarbeit weiterer Fachgenossen im In- und Ausland. Zur Zeit sind etwa 40 Mitarbeiter in Österreich und anderen europäischen Ländern verpflichtet — Universitätslehrer, Archivare an Archiven, die über besonders wichtige Archivbestände verfügen (insbesondere Familienarchive und Nachlässe), oder Forscher, die sich eingehend mit Generälen oder Familien von Generälen beschäftigt haben.

Externe Beiträger können auf Wunsch entweder ganze biographische Notizen übernehmen, also die vorhandenen Grunddaten vertiefen, oder aber nur punktuell ergänzende Informationsbausteine beitragen und weitere Mitarbeiter werben.

Aufbau: Das Generalexikon soll umfassen:

- einen allgemeinen Einleitungsteil, der zugleich einen sozial-proso-pographischen Querschnitt durch die im biographischen Teil behandelten Personen versucht. Es werden damit erstmals fundierte Aussagen über die soziale und nationale Zusammensetzung der kaiserlichen bzw. k. k. Generalität möglich, familiäre Verbindungen und Klientelsysteme ebenso sichtbar wie Karrieregrundmuster.
- einen alphabetisch gegliederten biographischen Hauptteil in lexikalisch-stichwortartiger Form zu etwa 2.900 Personen.

Bearbeitungszeitraum: Zeitlich setzt das Lexikon mit dem Dreißigjährigen Krieg ein, als es endgültig zur Herausbildung einer festen Hierarchie von Generalsrängen kam (Generalfeldwachtmeister bzw. Generalmajor, Feldmarschall-Leutnant, Feldzeugmeister, General der Kavallerie, Feldmarschall). Als Endpunkt ist 1815 festgelegt.

Quellenbasis: Das Nachschlagewerk versteht sich grundsätzlich als handliche Zusammenfassung disparat vorliegender Daten zu den betreffenden Persönlichkeiten. Die quellenmäßige Basis für das Lexikon bilden daher zum einen

biographische Lexika, genealogische Handbücher, Zeitschriftenartikel und Monographien, zum anderen personengeschichtlich relevante Bestände des Österreichischen Staatsarchivs/Kriegsarchivs und anderer Archive. Dabei muss selbstverständlich klar sein, dass die biographischen Notizen des Lexikons eine eingehende Beschäftigung mit dem Lebensweg dieses oder jenes Generals, alleine schon aus Platzgründen, niemals ersetzen können.

Illustrationen: Jeder General soll soweit möglich mit einem (schwarz-weiß) Bild vertreten sein, besonders „herausragende“ Persönlichkeiten entweder mit einem ganz- oder halbseitigen Farbbild.

Umfang: Da es sich beim Großteil der zu behandelnden Generale wohl um weniger bekannte Persönlichkeiten handeln dürfte, über die auch nur in begrenztem Rahmen Informationen zu beschaffen sein werden, ist die Gefahr umfangmäßiger Ausuferung relativ gering. Eine Ausnahme bilden die erstrangigen Personen, bei denen man sich eben unter Hinweis auf die reiche Literatur kurz fassen und auf die Basisdaten beschränken muss. Die Notizen sollen generell gedrängt und kompakt, lexikalisch-stichwortartig gearbeitet sein und möglichst nüchtern alle wichtigen greifbaren Daten und Fakten bieten.

Publikationsform: Die Herausgeber rechnen für die Druckfassung alles in allem mit etwa drei Bänden. Auch eine elektronische Publikation auf CD-Rom und eine verknappte bzw. auszugsweise „appetizing version“ im Internet über die websites des Österreichischen Staatsarchivs und des Heeresgeschichtlichen Museums sind angedacht.

Zeithorizont: Als Gesamtbearbeitungsdauer ist ein Zeitraum von etwa 3-4 Jahren vorgesehen.

Anhang: Schema der biographischen Notizen

Name:

- Name, Vorname, höchster erreichter Adelsrang, letzter erreichter Generalsrang

Lebensdaten:

- geboren am in
- gestorben am in
- Todesursache (vor allem bei unnatürlicher Todesursache und sofern bekannt)

- begraben in / Bemerkungen zum Grabmal (wenn erhalten)
- Konfession (wenn feststellbar)

Familie:

- Geschichte der Familie (soweit bekannt; nur beim ersten Mitglied der Familie, in weiterer Folge durch Verweise)
- Eltern (genaue Lebensdaten und Ortsangaben, Datum der Heirat und Funktion), Großeltern nur wenn bedeutend
- Geschwister (genaue Lebensdaten und Ortsangaben, höchste erreichte Funktion, Detailausführungen zu Geschwistern, ihren Ehegattinnen und –gatten und ihren Nachkommen nur wenn besonders wichtig oder interessant)
- Ledig oder Ehegattin(nen) mit genauen Lebensdaten und Ortsangaben; Geschichte der Familie der Frau (summarisch, Lebensdaten der Eltern erwünscht, Jahresangaben ausreichend, wenn mehr vorhanden, können auch eingehendere Daten geboten werden)
- Nachkommen (Lebensdaten, Beruf etc. der Kinder; allenfalls spätere Geschichte der Familie), sonstige Erben
- Querverbindungen zu anderen (Generals- und Offiziers-)Familien, berühmte Verwandte, d.h. (auch spätere) Mitglieder der Familie, in der Regel jedoch nicht bei großen Adelshäusern mit unzähligen berühmten Sprossen

Karriere:

- Erziehung, Schulbildung
- Militärische Karriere mit möglichst genauen Daten für Beförderungen und Kommandofunktionen (Teilnahme an Feldzügen, Schlachten und Belagerungen in der Armee unter XX/im Armeekorps unter XX in Süddeutschland, am Rhein, in Ungarn usw. Oder z.B. : Befehlshaber des 3. Armeekorps, Befehlshaber der ksrl. Armee in Italien etc. etc. Befehligte den linken Flügel in der Schacht von YY. Kommandierender General in Böhmen. Festungskommandant von Olmütz usw. Etwaige Verwundungen und besondere Waffentaten. Keine eingehende Darstellung von militärischen Operationen oder gar von Schlachtgeschehen, son-

dern rein kursorisch, ohne dabei unverständlich zu sein.)

- Adelsstandserhebungen
- Zivile Karriere und Ernennungen (diplomatische Posten, Ministerfunktionen, Kammerherr, Geheimer Rat usw.)
- Militärische Orden und Dekorationen
- Zivile Orden bzw. Auszeichnungen
- Namhafter Grund- und Hausbesitz, Landstandschaft oder Inkolat
- Mitgliedschaften in Organisationen, Clubs und Gesellschaften, wissenschaftliche Ehrungen

Charakterisierung:

- Charakterisierung/Historische Einschätzung durch Vorgesetzte, Zeitgenossen oder die Nachwelt/Geschichtswissenschaft

Dokumentation:

- Porträts: Erhebung von Porträtdarstellungen mit Aufbewahrungsort (und allenfalls Hinweise auf bekannte Abb. in der Literatur)
- Realien: Statuen, Straßenbenennungen, Waffen, Uniformteile und sonstige Memorabilien in Museen und (Privat-)Sammlungen
- Schriftwerke (veröffentlicht und unveröffentlicht)
- Schriftennachlass und/oder Familienarchiv (ungefährer Umfang, wesentlicher Inhalt in Hinblick auf die Biographie bzw. auf die Familiengeschichte, Aufbewahrungsort)
- Quellen für die Notiz: archivalische Quellen; gedruckte Quellen und Literatur

Sachdienliche Hinweise aller Art sowie Meldungen zur Mitarbeit richten Sie bitte an:

Dr. Michael Hochedlinger

Österreichisches Staatsarchiv

Nottendorfer Gasse 2-4

A-1030 WIEN

Tel.: +43-1-79540-400

FAX: + 43-1-79540-109

e-mail: michael.hochedlinger@oesta.gv.at

AUTORENVERZEICHNIS

PD Dr. *Thomas Fuchs*, Niedersächsische Landesbibliothek, Waterloostr. 8, D-30169 Hannover, e-mail: thomas.fuchs@nlb-hannover.de

Elmar J. Henrich, PhD, Department of History, York University, Toronto; e-mail: ehenrich@faculty.ed.umuc.edu

Dr. *Michael Hochedlinger*, Österreichisches Staatsarchiv Nottendorfer Gasse 2-4, A-1030 Wien, Tel. +43-1-79540-400, Fax +43-1-79540-109; e-mail: michael.hochedlinger@oesta.gv.at

Dr. des. *Olaf Jessen*; e-mail: ojessen@gmx.de

Ulrich Kandolf, Niedersächsische Landesbibliothek, Waterloostr. 8, D-30169 Hannover, e-mail: ulrich.kandolf@nlb-hannover.de

Dr. *Michael Kleinen*, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte im Historischen Institut der Universität Magdeburg; e-mail: Michael.Kleinen@gse-w.uni-magdeburg.de

Dr. *Maren Lorenz*, Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur, Neuer Kamp 25, 3. OG D-20359 Hamburg, Tel. 040-432805920, Fax 040-43250303; e-mail: maren.lorenz@his-online.de

Gregor Maier M.A., SFB 437 „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ Brunnenstraße 30, 72074 Tübingen, Tel. 07071-29.77.123, Fax 07071-29.58.35; e-mail: gregor.maier@uni-tuebingen.de

Sascha Möbius M.A., Schenkendorfstr. 12, 39108 Magdeburg; e-mail: sasco@t-online.de

Jörg Muth M.A., Potsdam; e-mail: muth@rz.uni-potsdam.de

Sonja Neubauer, Praktikantin im Referat Geschichte, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Im Schellenkoenig 61, D-70184 Stuttgart; e-mail: sonja.neubaue@student.uni-tuebingen.de

Dr. *Jutta Nowosadtko*, Universität GH Essen, Fachbereich 1 Geschichte, 45141 Essen; e-mail: jutta.nowosadtko@uni-essen.de

Dr. *Andrea Pübringer*, Rittergasse 9, 35305 Grünberg/Queckborn; e-mail: puehring@staff.uni-marburg.de

Dr. *Ernst Riegg*, Forschungszentrum Europäische Aufklärung Potsdam, Am Neuen Markt 9d, 14467 Potsdam; e-mail: riegg@rz.uni-potsdam.de

Dr. *Elke Anna Werner*, Universität Hamburg Kunstgeschichtliches Seminar
Warburg Haus Heilwigstr. 116, D - 20249 Hamburg, Tel. 040-42.838.6149,
Fax 040-42.838.6161; e-mail: ea.werner@sun01.sts.tu-harburg.de

Dr. *Thomas Wollschläger*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Die Deutsche
Bibliothek Frankfurt am Main, Adickesallee 1, D-60322 Frankfurt am
Main; e-mail: wollschlaeger@dbf.ddb.de

Dr. des. *Martin Winter*, e-mail: mawinter@rz.uni-potsdam.de

Dr. *Cornel Zwierlein*, Historisches Seminar, Abt. Frühe Neuzeit der LMU
München, Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 München; e-mail:
Cornel.Zwierlein@lrz.uni-muenchen.de

VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG

Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1996. ISBN 3-506-74825-4

Karen Hagemann und Ralf Pröve (Hrsg.), *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt am Main 1998 (= *Geschichte und Geschlechter*, Bd. 26). ISBN 3-593-36101-9

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:

„Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“:

Stefan Kroll und Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2000 (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1). ISBN 3-8258-4758-6

Michael Kaiser und Stefan Kroll (Hrsg.), *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*, Hamburg 2004 (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 4). ISBN 3-8258-6030-2

Sebastian Küster, *Vier Monarchien - Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen*, Münster u.a. 2004 (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 6). ISBN 3-8258-7773-6

Markus Meumann und Ralf Pröve (Hrsg.), *Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Rechtsetzung und Verwaltungshandeln als dynamisch-kommunikative Prozesse*, Hamburg 2004 (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 2). ISBN 3-8258-6000-0

in Vorbereitung:

Markus Meumann und Jörg Rogge (Hrsg.), *Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert* (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 3). [2004]

Olaf Gründel und Ralf Pröve (Hrsg.), *Mars an Havel und Spree. Neue Ansätze zur Militärgeschichte in Brandenburg* (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 5). [2004]

Beate Engelen, *Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und im 18. Jahrhundert* (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 7). [2004]

Ursula Löffler, *Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg. 17.-18. Jahrhundert* (= *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit*, Bd. 8). [2004]

Mitglieder des Arbeitskreises erhalten beim Kauf dieser Bände 30 % Rabatt.

VERZEICHNIS DER MITGLIEDER

Urte Allkämper, urtea@gmx.de
Bettina B. Altendorf, bettina.altendorf@virtuelles-museum-preussen.de
Daniel Arland, -
Matthias Asche, matthias.asche@uni-tuebingen.de
Iris Becker, ibecker@rz.uni-potsdam.de
Nils Holger Nemeth Berg, nilsholgerberg@hotmail.com
Jean-Pierre Bois, jean-pierre.bois@humana.univ-nantes.fr
Boris Bovenkamp, p763380@unibw-hamburg.de
Michael Busch, mbusch@unibw-hamburg.de
Horst Carl, horst.carl@geschichte.uni-giessen.de
Shin Demura, dmura@mac.com
Claudio Donati, claudio.donati@unimi.it
Helke Dreier, Helke.Dreier@fernuni-hagen.de
Joachim Eibach, eibach@rz.uni-potsdam.de
Andreas Elsner, elsnera@t-online.de
Beate Engelen, -
Raingard Esser, raingard.esser@uwe.ac.uk
Sven Externbrink, externbr@mail.uni-marburg.de
Ute Fabrig, ute.fabrig@halle.de
Robby Fichte, uzswit@uni-bonn.de
Matthias Franz, franz@rz.uni-potsdam.de
Robert I. Frost, robert.frost@kcl.ac.uk
Thomas Fuchs, Thomas.Fuchs@mail.nlb-hannover.de
Antje Fuchs, antje.fuchs@uni-tuebingen.de
Gundula Gablen, g.gahlen@freenet.de
Frank Göse, fgoese@rz.uni-potsdam.de
Konrad Götz, g.konrad@mail.mittelhessen.de
Holger Thomas Gräf, graef@mail.uni-marburg.de
Ines Grund, grund@inst-euro-history.uni-mainz.de
Olaf Gründel, gruendel@rz.uni-potsdam.de
Stephanie Haberer, Stephanie.Haberer@gmx.de
Ditmar Haeusler, andihaeu@t-online.de

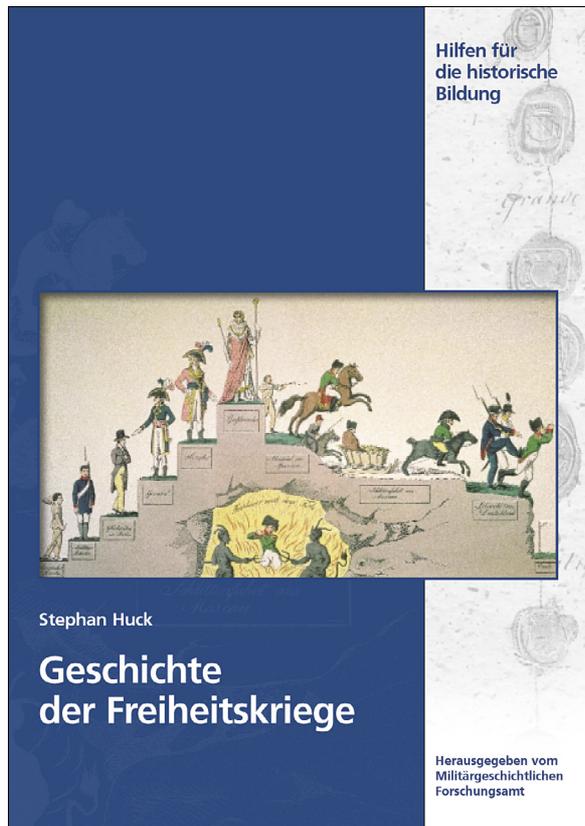
Karen Hagemann, hagemann@kgw.tu-berlin.de
Wolfgang Hanne, whanne@t-online.de
Peter Claus Hartmann, pchartma@mail.uni-mainz.de
Thomas Hennig, -
Elmar Henrich, irel64@yorku.ca
Ewa Herfordt, ewa.herfordt@freenet.de
Michael Herrmann, michael.herrmann@freenet.de
Michael Hochedlinger, michael.hochedlinger@oesta.gv.at
Peter Hofschroer, phofschroer@yahoo.com
Daniel Hohrath, Daniel.Hohrath@t-online.de
Stephan Huck, huck@marinemuseum.de
Mikko Huhtamies, mikko.huhtamies@helsinki.fi
Mathias Ilg, -
Rainer Jacobs, rainer.jacobs@web.de
Olaf Jessen, ojessen@gmx.de
Heinrich Kaak, h-kaak@t-online.de
Michael Kaiser, Michael.Kaiser@uni-koeln.de
Yu-Kyong Kim, leor@bh.knu.ac.kr
Frank Kleinhagenbrock, frank.kleinhagenbrock@mail.uni-wuerzburg.de
Kieron Kleinert, kieron@web.de
Jürgen Kloosterhuis, gsta.pk@gsta.spk-Berlin.de
Martin Knauer, Tode@uni-hamburg.de
Michél Kothe, gert.pfeifer@historia-souvenir.de
Daniel Krebs, dkrebs@freenet.de
Bernhard R. Kroener, zellner@rz.uni-potsdam.de
Stefan Kroll, stefan.kroll@philfak.uni-rostock.de
Kersten Krüger, kersten.krueger@philfak.uni-rostock.de
Christian Kuhn, kuhn@urz.uni-hd.de
Heinrich Lang, heinerlang@web.de
Herbert Langer, -
Kai Lehmann, -
Ursula Löffler, ursulaloeffler@gmx.net
Maren Lorenz, Maren_Lorenz@his-online.de
Günther Lottes, -

Ulrike Ludwig, ulrike-ludwig@freenet.de
Gregor Maier, gregor.maier@uni-tuebingen.de
Benjamin Marschke, marschke@ucla.edu
Alexander M. Martin, amartin@facstaff.oglethorpe.edu
Heidi Mehrkens, h.mehrkens@tu-bs.de
Martin Meier, martinmeier@bundeswehr.org
Markus Meumann, meumann@izea.uni-halle.de
Olaf Meuther, meuther@provinzial.com
Werner Meyer, -
Tobias Meyer-Zurwelle, zurwelle@uni-muenster.de
Sabine Mirbach, smirbach@geschichte.uni-bielefeld.de
Sascha Möbius, sasco@t-online.de
Olaf Mörke, omoerke@email.uni-kiel.de
Jörg Muth, muth@rz.uni-potsdam.de
Joachim Niemeyer, niemeyer@wgm-rastatt.de
Jutta Nowosadtko, jutta.nowosadtko@uni-essen.de
Burkhardt Otto, -
Lutz Partenheimer, partenhe@rz.uni-potsdam.de
Ludolf Pelizaeus, pelizaeu@mail.uni-mainz.de
Ute Planert, ute.planert@uni-tuebingen.de
Max Plassmann, m_plassmann@nikocity.de
Malte Prietzel, KMPrietzel@aol.com
Ralf Pröve, raproeve@gmx.de
Andrea Pühringer-Gräf, andrea.puehringer@univie.ac.at
Gerhard Quaas, -
Brigitte Rath, -
Jörg Rathjen, -
Robert Rebitsch, robert.rebitsch@uibk.ac.at
Christoph Rehm, rehm@wgm-rastatt.de; g.rehmi@gmx.de
Michael Reiff, mreiff@nexgo.de
Torsten F. Reimer, kontakt@torstenreimer.de
Thomas Reuther, thomasreuther@bundeswehr.org
Ernst Riegg, -
Martin Rink, mrink@wundertier.de

Matthias Rogg, mgfa-potsdam@t-online.de
Joerg Rogge, rogge@mail.uni-mainz.de
Shubei Sakaguchi, sakaguti@tamacc.chuo-u.ac.jp
Martin Schennach, -
Anton Schindling, anton.schindling@uni-tuebingen.de
Jan Schliermann, -
Oliver H. Schmidt, -
Horst Bernhard Schmitt, schm3203@uni-trier.de
Claudia Schmitz, Schmitz_Claudia@yahoo.de
Dorit Schneider, dorit.schneider@berlin.de
Christian Schulz, scultetus@yahoo.de
Stephan Schwenke, -
Stephan Selzer, selzer@geschichte.uni-halle.de
Alexander Seyferth, seyale@web.de
Oleg Skobelkin, ovs@hist.vsu.ru
Hanna Sonkajarvi, Hanna.Sonkajarvi@iue.it
Uwe Specht, uwe@specht-privat.de
Jürgen Theil, -
Anuschka Tischer, tischer@staff.uni-marburg.de
Uwe Tresp, tresp@rz.uni-potsdam.de
Lutz Voigtländer, mark-voigtlaender@t-online.de
Ernst von Schroeder, -
Hermann Wellenreuther, hwellen@gwdg.de
Elke Anna Werner, ea.werner@sun01.sts.tu-harburg.de
Peter H. Wilson, peter.wilson@sunderland.ac.uk
Norbert Winnige, nwinnig@gwdg.de
Martin Winter, mawinter@rz.uni-potsdam.de
Wilhelm Ernst Winterhager, winterha@mail.uni-marburg.de
Thomas Wollschläger, wollschlaeger@dbf.ddb.de
Gabriel Zeilinger, gabriel_zeilinger@gmx.de
Julia Zunckel, -
Cornel Zwierlein, cornel.zwierlein@lrz.uni-muenchen.de

Bei Änderungen der e-mail-Adresse bitten wir um Rückmeldungen an:

Jutta Nowosadtko (jutta.nowosadtko@uni-essen.de).



**Stephan Huck,
Geschichte der Freiheitskriege.**

CD-ROM mit Begleitband.

Herausgegeben vom
Militärhistorischen
Forschungsamt,
Potsdam:

Militärhistorisches
Forschungsamt 2004,
129 S.

(= Hilfen für die historische
Bildung, 1)

38,00 Euro

ISBN: 3-9808882-0-7

Die Geschichte der Freiheitskriege beschreibt die kriegerische Epoche zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongreß. Sie behandelt die Ablösung des Ständestaates durch den Nationalstaat in Europa und das Aufkommen der Idee des Bürgersoldaten und der Wehrpflicht. In zwei Erzählsträngen werden die wesentlichen Ereignisse der Epoche und ihrer Militärgeschichte allgemeinverständlich dargestellt. Die gedruckte Darstellung wird auf einer beiliegenden CD-ROM durch multimedial aufbereitetes Material ergänzt



Wilm Hosenfeld, "Ich versuche jeden zu retten". Das Leben eines deutschen Offiziers in Briefen und Tagebüchern.

Im Auftrag des MGFA
 hrsg. von Thomas Vogel

München: Deutsche
 Verlags-Anstalt 2004,
 VI, 1194 S., 32,00 Euro,
 ISBN: 3-421-05776-1

Wilm Hosenfeld gehört zu denjenigen deutschen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg sich selbst gefährdet haben, um unschuldige Menschen zu retten. Durch falsche Papiere, Protektion und Lebensmittelschmuggel ermöglicht er über viele Jahre zahlreichen verfolgten Polen und Juden das Überleben. Dabei ist er nicht von vornherein Antinazi oder Pazifist. Als Parteimitglied glaubt er 1939 daran, in einen gerechten Krieg zu ziehen. Doch die erschütternden Erlebnisse in Polen, wo er ein Kriegsgefangenenlager kommandiert, Zeuge von Mißhandlungen und Unterdrückung wird, rühren den gläubigen Katholiken tief. Tagebücher und Briefe an seine Familie geben Zeugnis von der inneren Zerrissenheit dieses deutschen Offiziers, der immer wieder Menschlichkeit und Gerechtigkeit über Eid und Befehle stellt.

Wilm Hosenfeld, geboren 1895 in Mackenzell/Hessen, im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, danach Dorflehrer in Hessen. Fünf Jahre dient er als Besatzungsoffizier in Polen und rettet dort zahlreiche Menschen. In sowjetischer Kriegsgefangenschaft wird er zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Er stirbt 1952 in einem Lager bei Stalingrad.



Herausgegeben
von Michael
Epkenhans

Albert Hopman
Das ereignisreiche
Leben eines
›Wilhelminers‹

Tagebücher,
Briefe,
Aufzeichnungen
1901 bis 1920



Schriftenreihe des
Militärhistorischen
Forschungsamtes

Oldenbourg

Albert Hopman, Das ereignisreiche Leben eines 'Wilhelminers'. Tagebücher, Briefe, Aufzeichnungen 1901 bis 1920.

Im Auftrag des Militärhistorischen Forschungsamtes hrsg. von Michael Epkenhans

München: Oldenbourg
2004, XII, 1231 S.

(= Beiträge zur Militärgeschichte, 62), 49,80 Euro, ISBN: 3-486-56840-X

Die wissenschaftliche Edition der Tagebücher, Briefe und Aufzeichnungen von Vizeadmiral Albert Hopman (1865-1942), einem der ranghöchsten Admirale der Kaiserlichen Marine, erlaubt einen tiefen Einblick in den Alltag eines Marineoffiziers in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Darüber hinaus ermöglicht sie es, wichtige außen- und marinepolitische Entscheidungen in den Jahren vor 1914 und während des Ersten Weltkrieges nachzuzeichnen. Hopmans Aufzeichnungen, vor allem seine Schilderungen führender Persönlichkeiten wie Wilhelm II., Tirpitz und Bethmann Hollweg, bestätigen einmal mehr in höchst anschaulicher Form die These vom "polykratischen Chaos" an der Spitze des Deutschen Reiches.



Militärgeschichtliche Zeitschrift

Hrsg. vom MGFA durch Jörg Duppler und Beatrice Heuser in Verbindung mit Eberhard Kolb, Wilfried Loth, Helmut Neuhaus, Winfried Schulze und Hans-Erich Volkmann

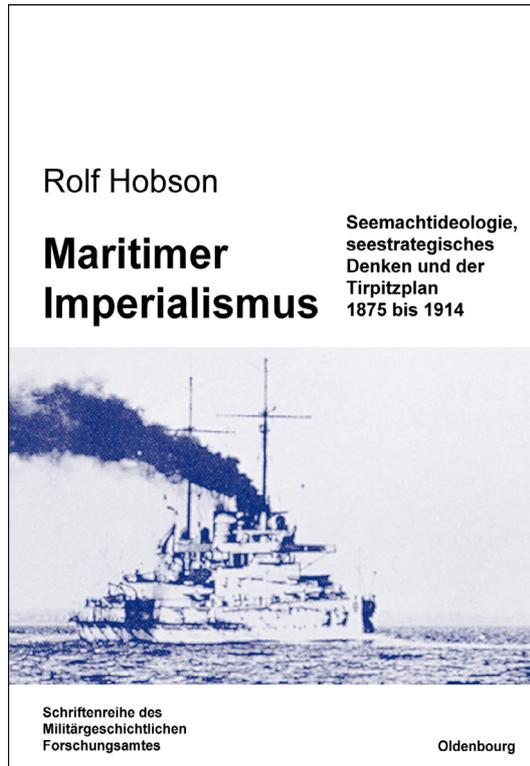
Redaktion:
Jörg Echternkamp,
Helmut R. Hammerich, Peter Popp und Aleksandar-S. Vuletić



Militärgeschichte. Zeitschrift für historische Bildung

Hrsg. vom MGFA durch Jörg Duppler und Hans Ehlert

Redaktion: Heiner Bröcker-
mann, Agilolf Keßelring



Rolf Hobson, Maritimer Imperialismus. Seemachtideologie, seestrategisches Denken und der Tirpitzplan 1875 bis 1914.

Aus dem Englischen übersetzt von Eva Besteck. Herausgegeben vom Militärhistorischen Forschungsamt, Potsdam, und dem Institut für Verteidigungsstudien, Oslo

München: Oldenbourg 2004, X, 388 S. (= Beiträge zur Militärgeschichte, 61)

34,80 Euro

ISBN: 3-486-56671-7

Auf breiter Quellen- und Literaturgrundlage wendet sich Rolf Hobson der Frage nach den maritimen Verteidigungsbedürfnissen des Deutschen Reiches zu und gelangt dabei zu einer neuen Deutung der deutschen Flottenrüstung vor dem Ersten Weltkrieg.

Der Autor bezieht die mit dem Zeitalter des 'industrialisierten Volkskrieges' sich rapide verändernden politischen, technologischen, wirtschaftlichen und völkerrechtlichen Bedingungen in seine Untersuchung mit ein. Er richtet ein besonderes Augenmerk auf den Aspekt des Seerechtes, das als Ausdruck des realen maritimen Kräfteverhältnisses in der Dreiecksbeziehung zwischen den beiden Kriegsparteien und den Neutralen dem Gebrauch von Seemacht als Instrument eines Wirtschaftskrieges Schranken auferlegte.

Hobson gelingt der Nachweis, daß sich aufgrund einer selektiven Rezeption des Navalisten Mahan das ursprünglich militärisch begründete Kalkül der deutschen Flottenrüstung zu dem in sich widersprüchlichen Abschreckungskonzept der Risikoflotte wandelte, welches mit zuvor schon gewonnenen Einsichten unvereinbar war.

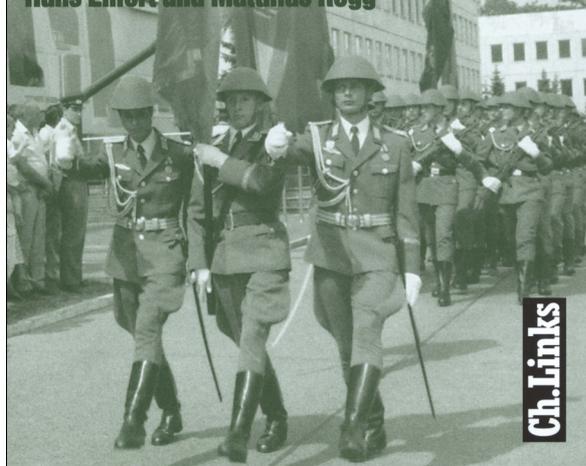
Der vergleichende Blick auf parallele Ausprägungen des Navalismus in Rußland und in Österreich-Ungarn unterstreicht den Befund, daß das Besondere der Wilhelminischen Seerüstung nicht in einer 'innenpolitischen Krisenstrategie', lag, sondern in der dem Staatssekretär Admiral Tirpitz eigenen 'politischen' Deutung der Seemacht.



Militär, Staat und Gesellschaft in der DDR

Forschungsfelder,
Ergebnisse, Perspektiven

Herausgegeben von
Hans Ehlert und Matthias Rogg



Militär, Staat und Gesellschaft in der DDR. Forschungsfelder, Ergebnisse, Perspektiven.

Im Auftrag des Militärhistorischen Forschungsamtes herausgegeben von Hans Ehlert und Matthias Rogg

Berlin: Ch. Links Verlag
2004, X, 740 S.

(= Militärgeschichte der DDR, 8), 34,80 Euro,
ISBN: 3-86153-329-4

Wer die Geschichte des SED-Staates als Ganzes begreifen will, kommt am Faktor Militär nicht vorbei. Viele drängende und kontrovers diskutierte Forschungsfragen der DDR-Geschichte streifen immer wieder militärische Aspekte.

Vor diesem Hintergrund bietet der vorliegende Band komprimierte Informationen und ermöglicht den gezielten Blick auf ein weit gefächertes Forschungsfeld. Dabei werden Fragestellungen berücksichtigt, die bisher allenfalls ansatzweise betrachtet wurden. Diese betreffen etwa die Rolle der NVA innerhalb der Warschauer Vertragsorganisation oder ihre Bedeutung in der Sicherheitsarchitektur der DDR, dabei insbesondere auch den Komplex der Sicherung des von der SED dominierten politischen Systems nach innen. Nicht zuletzt wird auch das weite Feld alltags-, kultur- und mentalitätsgeschichtlicher Fragen thematisiert. Deren Untersuchung ist nicht nur für das Selbstverständnis ostdeutscher Streitkräfte, ihren Stellenwert und ihre Akzeptanz in der Gesellschaft von herausragender Bedeutung, sondern vermittelt auch wichtige Aufschlüsse über die Lebenswelt und den Alltag der Soldaten.